

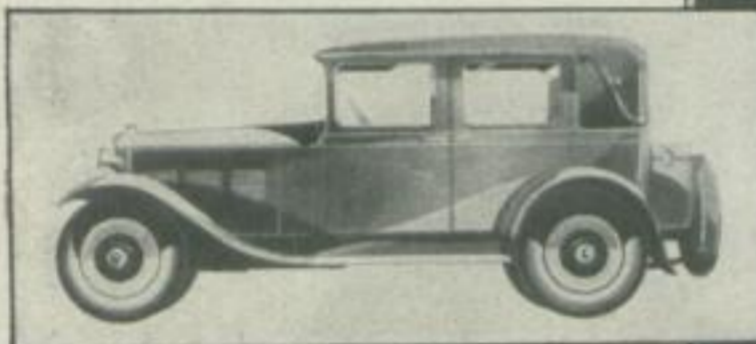
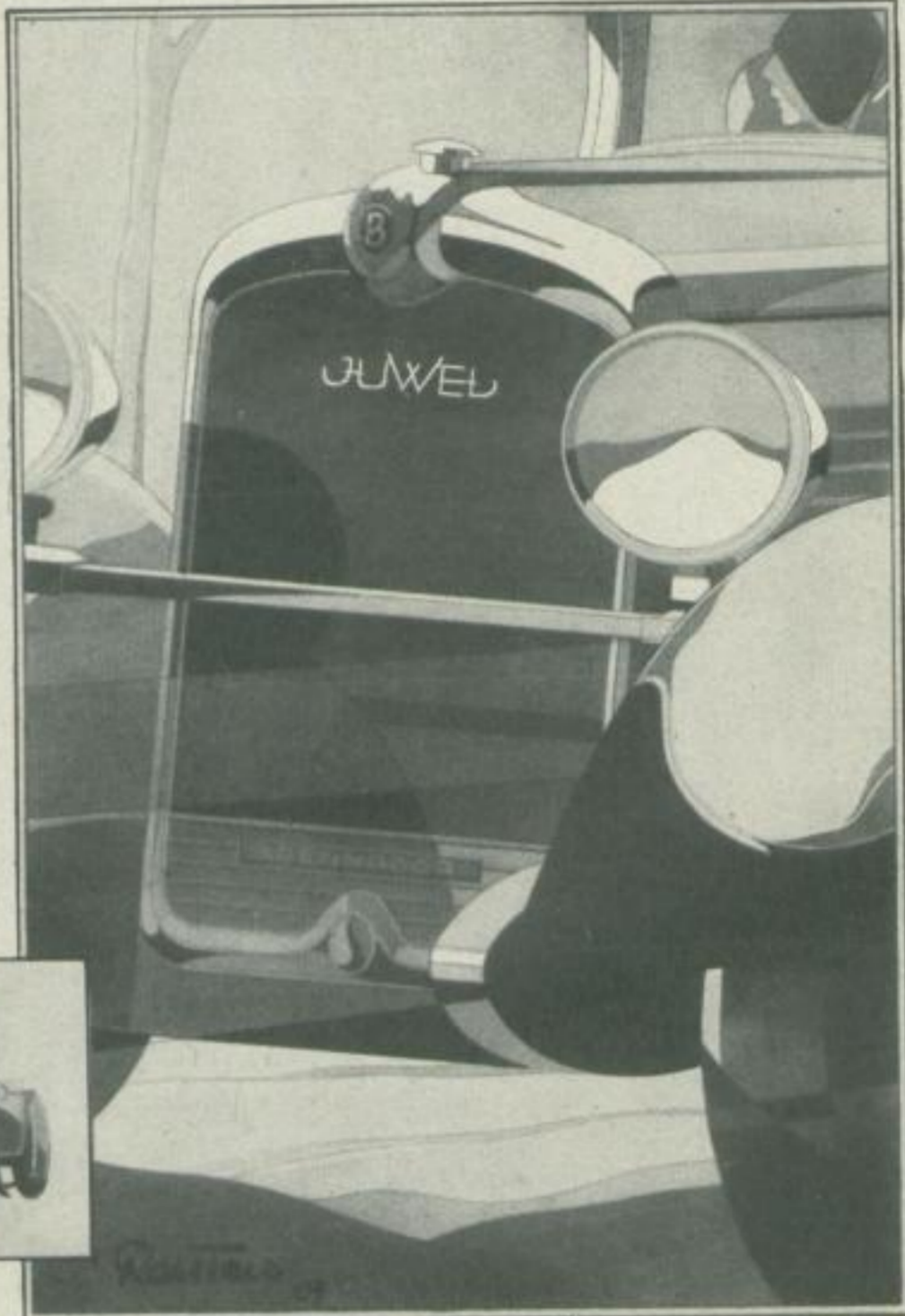


HEFT 11
AUGUST 1929
6. JAHRGANG
BERLIN
★
1 MARK

JUWEL DER SCHLAGER DER SAISON

DER NEUE
BRENNABOR
2 1/2 LTR 6 CYLINDER 45 PS

Eine in eingehenden Versuchen und harten Prüfungsfahrten völlig ausgereifte Neukonstruktion, das Produkt zilsicherer Qualitätswillens und mehr als 25-jähriger Erfahrungen im Autobau. Der mittelstarke, preiswerte 6 Cylinder, der bisher fehlte: Modern wie die heutige Zeit, kein Massenerzeugnis schlechthin, sondern ein Edelprodukt, in jedem seiner Teile sorgfältigste Werkmannsarbeit und Materialauslese verratend — die Maschine von stürmender Kraft und doch gehorsam jedem Ihrer Befehle — mit Aufbauten, die auch die verwöhntesten Ansprüche übertreffen, von Künstlerhand entworfen, edel in der Linienführung, harmonisch im Zusammenklang gedämpfter Farben — von gediegener Eleganz die reiche Innenausstattung — repräsentativ und doch wohnlich wie das eigene Heim — trotz seines überraschend niedrigen Preises



TECHNISCHE NEUHEITEN

Neuer 2 1/2 Liter — 6 Cyl. Motor mit 3 getrennten Zylinderköpfen, unhörbar laufend, voll geschmeidiger Kraft — vierfach gelagerte Kurbelwelle mit 100 qcm Lagerfläche, durch Gegengewichte restlos ausbalanciert — Wasserpumpe, auf Kugeln gelagert — Dreiecks-Keilriemenantrieb, durch schwenkbare Lichtmaschine leicht nachstellbar — gummigelagerte, weich arbeitende Kupplung — geräuschloses Dreiganggetriebe — spielend leicht zu betätigende Schraubensteuerung — schmierlose Kardangelenke — Kegelraddifferential und Gleason-Spiral-Verzahnung — die geniale Silent-Bloc-Aufhängung, die das Federende in Gummi bettet — Servo-Vierradbremse mit kürzestem Bremsweg — Bosch-Licht- und Anlasser-Anlage mit Doppelfaden-Biluxlampen — von innen beleuchtetes Armaturenbrett — verchromte Scheinwerfer, Kühler und Messing-Radkappen, kurz — modern vom Kühler bis zum Differential

PREISE:

4 SITZ. LIMOUSINE RM 5350.—

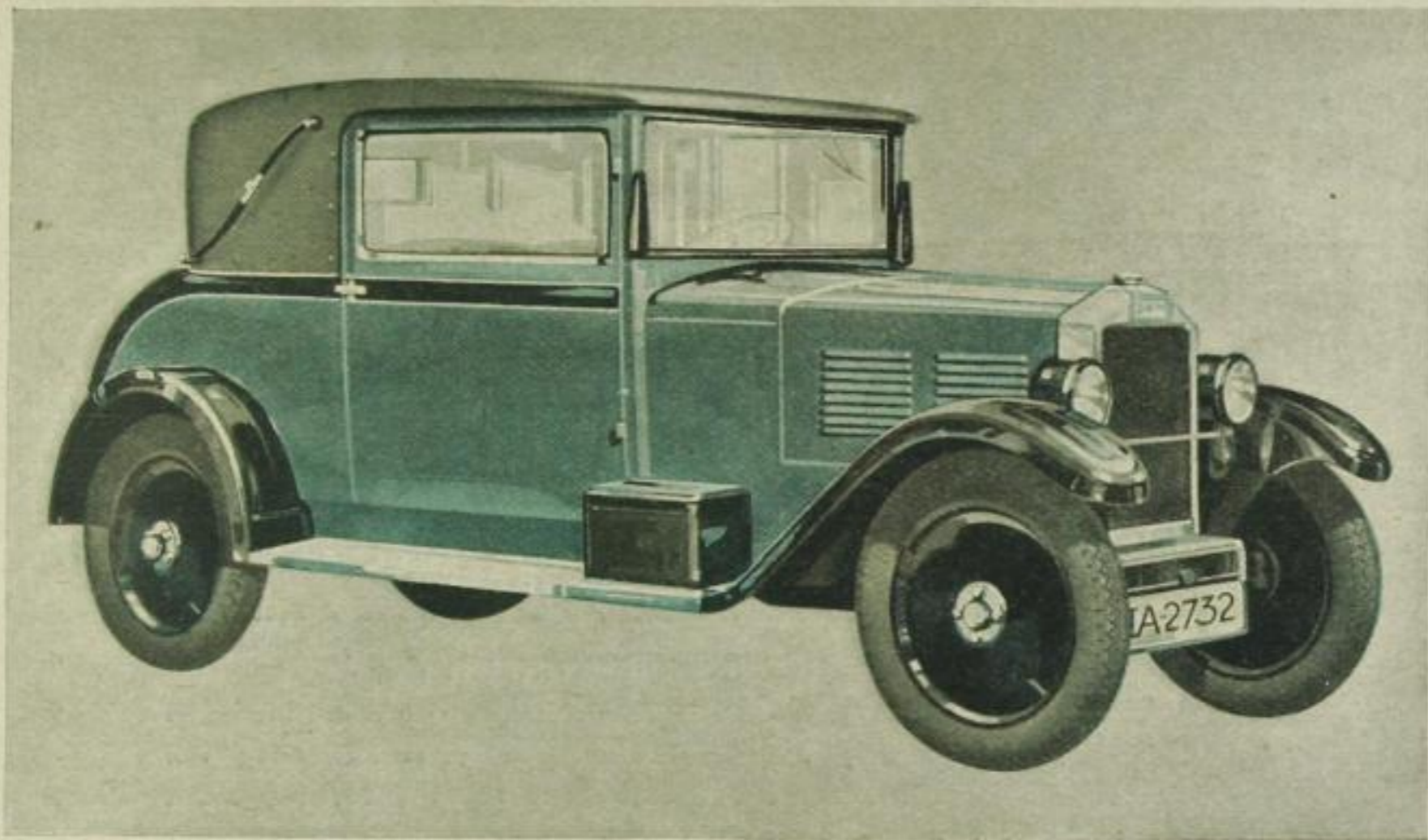
2 SITZ. CABRIOLET RM 5550.— 4 SITZ. CABRIOLET RM 5650.—

ANZAHLUNG RM 1350.—

BRENNABOR

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE BRANDENBURG (HAVEL)

Fabrikfilialen und Brennabor-Vertretungen an allen größeren Plätzen



DKW

CABRIOLET mit drei Innensitzen

Beachten Sie die Schönheit in der Linienführung und die luxuriöse Ausstattung dieser neuesten DKW-Schöpfung: Kurbelfenster, doppelbespanntes Cabrioletverdeck, ganz mit Spezialleder bespannte Karosserie, drei bequeme Innensitze und großer Kofferinnenraum, elektrisch. Licht und Starteranlage nebst Schaltbrettbeleuchtung, Stoßdämpfer, Differential mit Banjoachse usw. Ein wahrhaft luxuriöser Wagen zum konkurrenzlosen Preise von **RM. 2785.—**
 Zweisitzer Wagen mit Allwetterverdeck u. 2 Reservesitzen **RM. 2285.—**

Günstige Ratenbedingungen!

Anzahlung ab RM. 585.— / Monatsraten ab RM. 127.—

Und Des
 Knaben
 Wunsch



Kinderautos, von
 RM. 35.— an, zu
 beziehen durch
 alle einschlägigen
 Geschäfte.

Prospekte und Vertreternachweis durch:

DKW-ZSCHOPAU 2, DKW-POSTAMT U

DKW - Auto, Berlin NW 7, Unter den Linden 40-41, Telephon: Merkur 3431

29 NOV. 1931

U H U
D A S M O N A T S - M A G A Z I N
Schriftleitung Friedrich Kroner
HEFT 11 / 5. JAHRGANG / AUGUST 1929

*

	Seite
DIE ABGEHARTETE FAMILIE. Strandstudie	9
KEINE REVOLTE IM ERZIEHUNGSHAUS. Von Cläre With. Mit photographischen Beigaben	10
LEBENSGESCHICHTE DES CHINESISCHEN GENERALS TSCHANG-TSUNG-TSCHANG. Eine Erzählung aus dem chinesischen Bürgerkrieg von Henry Hellssen-Peking. Mit einer Zeichnung von Ottomar Starke	19
DAS SCHÖNE HALBBLUT. Photographie	25
DER SCHÖNE SANDSTRAND VON HERINGSDORF. Lichtbildstudie	26

VORWERK=TEPPICHE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK&©, BARMEN



Ein Blick, – und jede Frau wird sagen:
„SO“ sitzt nur ein van Heusen Kragen.“

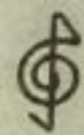
Fabrikanten: H. Sternberg jr., Berlin NO 43 / van Laack, Schmitz & Eltschig, Berlin NO 55.
 Verlangen Sie Prospekt!

18 Pfund
 zugenommen



und diese 18 Pfd gleichmäßig verteilt auf Gesicht, Arme, Brust, Hüften und Waden. Bedenken Sie, wie Ihre Figur durch diese Gewichtszunahme verschönert wird und um wieviel Sie sich dadurch begehrenswerter machen. Durch die wohl-schmeckenden

„**Eta-Tragol-Bonbons**“ (für Damen, Herren und Kinder von gleicher Wirkung), die nach der Mahlzeit genommen werden, läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10 bis 30 Pfund erhöhen. Die unschönen Knochenvorsprünge an Wangen und Schultern schwinden. Pfund für Pfund nehmen Sie zu, an allen Körperteilen zeigt sich Fettansatz. Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schwächliche Aussehen einer vollen, ebenmäßigen Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut. Schachtel **M. 2.50** gegen Nachnahme. Zu beziehen von der „Eta“-Chemisch-technische Fabrik, Berlin-Pankow 109, Borkumstraße 2.



Bombastus

MUNDWASSER

Zahnereme
 Hautereme

Das Edelste und Vollkommenste!

Bombastus-Werke, Freital-Zauckerode bei Dresden

	Seite
DER ERSTE SCHRECK. Lichtbildstudie	27
WIEVIEL MACHTS? Augenblicksaufnahme	28
LYRIK DER JUNGEN. Gedichte von Blum-Erhard, Berns, Liebe, Schramm, Rauch und Brockmeier	29
PROFILE. Aufnahme von Leni Riefenstahl und Gustav Diehl	31
DIE VENUS AUS PAPPE. Besuch in einer Schaufensterpuppen-Fabrik. Von Fritz Eidenberg. Mit Zeichnungen des Verfassers	32
DER TOTE PUNKT, DAS RATSEL DES ZWEITEN ATEMS. Von Dr. Peter Schmidt. Mit Bildbeispielen	38
STATISTIK DER WUNSCH. Eine Sammlung von Luftschlössern. Mit Zeichnungen von Schäfer-Ast	43
BILDNIS DES REICHSPRASIDENTEN HINDENBURG	48
RATSCHLAGE FÜR DIE REPUBLIK. Von Niccolò Machiavelli	49
DER CHEF UND DER KRIECHER. Zeichnung von Ch. Girod	51



	Seite
500 MÄNNER NACH IHRER WAHL. Ein lustiges Zusammensetzspiel für die Damen. Mit acht Photographien zum Ausschneiden	52
ICH FASTE ZWANZIG TAGE. Tagebuch einer Hungerkur. Von Clemens. Mit einer Zeichnung von Ottomar Starke	61
SCHAUFENSTERGESPENSTER. Photographie	64
MORGENLUFT. Aktphotographie	65
DER ANGLER. Zeichnung von Walter Trier	67
ES WERDEN ZU WENIG EIER GELEGT. Ein Blick in Deutschlands Wirtschaftskasse. Von Olearius. Mit Abbildungen	68
KARRIERE IN DER HOLZMARKTSTRASSE. Eine wahre Geschichte aus dem Glashaus. Von Vicki Baum	74
MEIN BESTES CHANSON. Mit Beiträgen von Bendow, Bois, Ebinger, Gerron, Hansen, Hesterberg, Kühl, Lion. Mit Bildnissen der Künstler . .	89
DER UHUSPORT DES MONATS. MUSS SEGELN SO ENDEN? Von W. G. Jacob. Mit photographischen Beispielen	95

Schönes Haar im Sonnenschein



wirkt bezaubernd durch die reizvollen, immer wechselnden Lichtreflexe, die dem Haar Leben verleihen und das Auge erfreuen - sei es am Strand, im Bad oder bei Spiel und Sport.

Seidigen Glanz erhält auch Ihr Haar, wenn Sie es regelmäßig mit Schwarzkopf-Schaumpon-Extra waschen und mit Haarglanzpulver nachspülen.



Die grüne Original-Packung „Schwarzkopf-Schaumpon-Extra“ mit Haarglanzpulver gratis kostet 30 Pfennig. — Schwarzkopf-Haarglanzpulver in Sonderpackung mit 4 Beuteln 50 Pfennig.

Schwarzkopf Schaumpon-Extra mit Haarglanz-Pulver

	Seite
WAS MAN ANDERN ÜBEL NIMMT. Von Peter Panter. Mit Zeichnungen von Martin Koser	98
UHU-UMSCHAU:	102
Was von Millionären erzählt wird. Von Dora Sophie / Kriegskinder. Erinnerungen einer Fünfundzwanzigjährigen. Von Ursula Schrecker / Preßluft überall! Von John Fuhlberg-Horst / Zwei neue Lawinenrätsel. Auflösung der Lawinenrätsel aus der vorigen Nummer / Golf mit Wörtern / Die Generalversammlung. Von Elsa Maria Bud / Wallace macht Schule. Eine Geschichte aus Sachsen. Von Hans Reimann / Frag' mich noch was / Unser neues Kreuzworträtsel.	
<i>Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 10 auf Seite 125</i>	
Umschlagbild nach einem Gemälde von Josef Oppenheimer	
*	
Copyright 1929 by Ullstein A.-G., Berlin	



ANKER

TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER

DÜREN - RHL. D.



Der Siebensitzer in letzter Vollendung

Für Reisen bevorzugt wegen seiner Geräumigkeit, der Sparsamkeit seines elastischen Motors und wegen seines hervorragenden Anzugsvermögens.

Sehr mäßiger Preis (v. RM. 7750.- an)

Derselbe Wagen Typ 521 C als

4-5 sitziger Innenlenker RM. 7350.-

Cabriolets in großer Auswahl

Deutsche Fiat-Automobil-Verkaufs-A.-G.

BERLIN-TEMPELHOF, Industriestraße 35-37

Niederlassung München: Berg am Laim-Straße 31

Niederlassung Köln: Köln-Niehl, Bremerhaver Straße
(Militärring, Ecke Neußer Straße)

FRAU MAJA REPPE IN DÜSSELDORF

eine der führenden Schönheitsspezialistinnen Europas

empfiehlt Palmolive-Seife für die tägliche Hautpflege



Frau Maja Reppe ist eine international anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Schönheitspflege. Ihre Vorträge im Rundfunk und öffentlichen Vorlesungen finden bei Laien und Fachleuten aufmerksame Zuhörerschaft.

„Die Haut ohne Seife und Wasser richtig zu pflegen, ist fast unmöglich. Gute Seife muß neutral, mild und stark überfettet sein — Eigenschaften, die Palmolive im höchsten Grade auszeichnen.“

Frau Maja Reppe

Düsseldorf, Marienstraße 41



40 Pf.

ACHTUNG!

Verlangen Sie die echte Palmolive in Originalpackung: grünes Papier, schwarzer Verschlussstreifen mit der Aufschrift Palmolive in Goldbuchstaben.

Schönheit auf natürlichem Wege zu erreichen — für diesen Leitgedanken haben Frau Reppe und ihr Gatte, der bekannte Facharzt für kosmetische Chirurgie, Dr. med. W. Reppe, bahnbrechend gewirkt. Als tägliches Hautpflegemittel empfiehlt Frau Reppe Palmolive-Seife, die keine scharfen Stoffe enthält,

sondern milde Oliven- und Palmöle — die begehrten Schönheitsmittel des klassischen Altertums. Weltberühmte Spezialisten, wie Pessl-Wien, Lina Cavallieri-Paris, Bertha Jacobsen-London, de Neuville-St. Moritz und viele andere empfehlen ebenfalls folgende einfache Behandlung: zweimal täglich aus Palmolive und warmem Wasser reichen Schaum entwickeln, ihn mit beiden Händen sanft in die Haut massieren und mit warmem, allmählich kälter werdendem Wasser abspülen. Folgen Sie dem Rat der berühmten Schönheitsspezialisten und beginnen Sie noch heute mit der Palmolive-Teintpflege. Verlangen Sie von unserer Abteilung U 1 die interessante kostenlose Broschüre über Schönheitspflege. Palmolive G. m. b. H. Berlin SW 11, Europahaus, Fabrik Hamburg.

* U H U *
D A S M O N A T S - M A G A Z I N

5. JAHRGANG * HEFT 11 * AUGUST 1929



Phot. Riebcke

Die abgehärtete Familie



In einem New-Yorker
Alle diese Jungen sind teils wegen krimineller Vergehen, teils ihrer verwahten
frischen, lustigen Gesichter an: jedes zeigt, daß man dort mit

Keine Revolte

Was New York für
Von Cläre

Tausende von Kindern bleiben Jahr für Jahr in der Hölle des New-Yorker Sommers zurück. Am Broadway stehen sie mit ihren Schuhputz-Kästen. In den donnernden Zügen der Hochbahn kriechen sie den dichtgedrängt Stehenden zwischen den Beinen hindurch und rufen mit gellender Stimme ihre Zeitungen aus. In den Mittagsstunden findet

man sie auf Bahnhofstreppen, an Türschwelen und in Torwegen hingestreckt — erschöpft, überwältigt von der schrecklichen Sonnenglut, die über dem Asphalt zittert.

Es gibt nun eine ganze Reihe wunderbarer Organisationen, die sich dieser Kinder annehmen. Da ist vor allem die Child Study Association, die während



Phot. Lauterbach

Zwangserziehungs-Heim:
Umgebung wegen der Zwangserziehung übergeben worden. Sehen Sie sich diese
den Erziehungsmethoden auf dem richtigen Wege zu sein scheint.

im Erziehungshaus

seine Kinder tut
Wisk

der letzten 12 Jahre zahllose Tageskinderheime eingerichtet hat: in prachtvollen leerstehenden Schulgebäuden der 5. Avenue wie in verlassenen und verkommenen Wohnhäusern der Negerviertel und in den wäschebeflagten, südlich belebten Straßen der italienischen Arbeiterfamilien.

Jede dieser „Summer Play Schools“,

dieser Sommer-Spielschulen hat für eine Sommersaison ihre festen Besucher, Jungen und Mädchen zwischen 5 und 14 Jahren, die dort für 10 Cents den ganzen Tag verbringen, mittags eine warme Mahlzeit und nachmittags Milch oder Obst erhalten. Jedes Kind kostet die Gesellschaft während eines Sommers rund 20 Dollar, die bis vor kurzem



New-Yorker Straßenkinder,
sich selbst überlassen wie junge Hunde . . .

ganz aus privaten Mitteln aufgebracht wurden.

Weit geht man hier über die rein charitative Einstellung hinaus, weit über das bloße . . . „die Kinder von der Straße wegholen“. Man will ihnen nichts „beibringen“. Man hat kein festes Programm. So sagt man den Kindern: Hier habt ihr eine Wohnung,

oder einen Hof, oder eine Dreckhöhle, richtet euch damit ein, macht es euch wohnlich, macht selber ein Heim daraus! Oder: Hier habt ihr Papier und Tonklumpen, Holzkisten und Farben, Lappen und Werkzeuge und Instrumente — herrliche Sachen kann man damit machen. Wenn ihr wollt, lehren wir euch, was wir selbst gerade können:



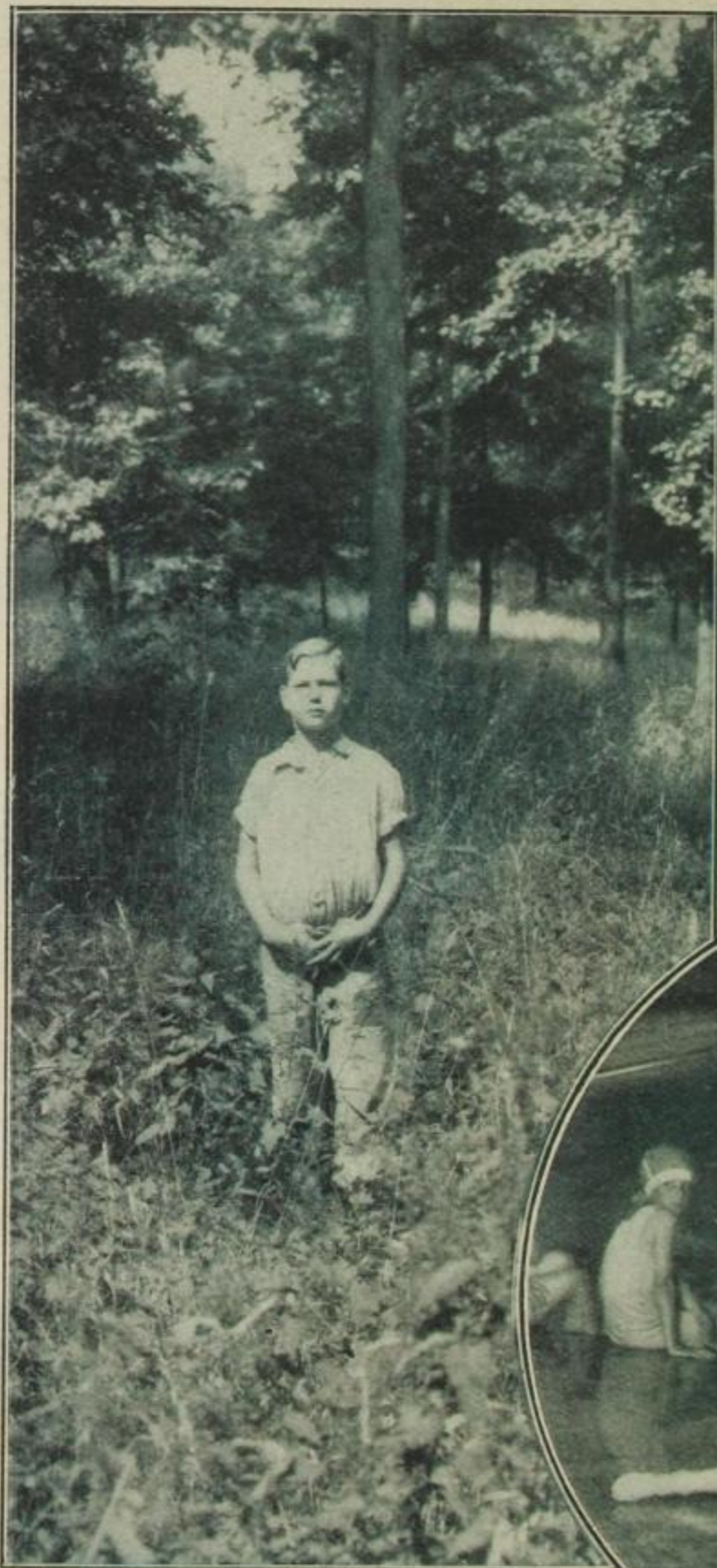
Aufnahmen Myers

bis die Wohlfahrt sie von der Straße holt und ihrem Tätigkeitsdrang ein Stückchen Grün zur Verfügung stellt

Geigenbauen und Musizieren, oder Kochen und Einmachen, oder Tanzen und Theaterspielen und Spielsachenbasteln für die kleinen Geschwister und viele andere Dinge! Wer will mitmachen?

In hellen Scharen kommen sie frühmorgens angerückt und verteilen sich in die Werkstätten, Lese-, Spiel- und Musikzimmer. Kleine Trupps rücken

aus, um zum Lunch einzukaufen oder in irgendeiner andern Mission. In einer der unbeschreiblich schmutzigen und bevölkerten Straßen des Ostviertels von Manhattan traf ich morgens um 9 Uhr so einen Trupp 11—12jähriger Jungen und Mädchen, die Kleistertöpfe und Besen, Scheuereimer und Tapetenrollen mit sich schleppten. Sie waren auf dem



Phot. Lauterbach

Johnny, der elfjährige Autodieb,
einer der besten Mechaniker und
Schloffere im Zwangserziehungsheim,
der Sonntags die Gäste im Auto von
der Bahn holen darf

Wege zu einer Wohnung, die von der Gesellschaft neu hinzugemietet war, und die sich die Kinder selbst herrichten wollten. Ich schloß mich ihnen an. Die „Wohnung“ erwies sich als Hochparterre, Souterrain und Hofplatz. Alles geradezu grotesk verkommen und zerfallen, aber überall die Kinder am Werk: sie scheuern die Dielen, kratzen die schmutzigen Tapeten von den Wänden, weißt die Decken, streichen die Holzteile, waschen die Fenster, nageln die morschen, zerfallenen Türen zusammen; sie diskutieren lebhaft über die Farbe, die sie den Wänden geben wollen, richten die gänzlich verstopfte Bade-Einrichtung her und räumen den jahrzehntealten Hofschutt beiseite. Sie werden hier sofort kleine Gemüse- und Blumenbeete anlegen; jedes Stückchen nackter Erdboden, noch



Phot. Myers

Schwimmbad im Kinderdorf





Phot. Myers

Der Straße entrissen:
New-Yorker Straßenkinder auf dem Dachgarten einer Sommerschule

so eingezwängt zwischen Hinterhofmauern, Bretterwänden und Schutthaufen, ist den Kindern in dieser Stadt unvorstellbar wertvoll und wird eifrig ausgenutzt. (Es gibt zehnjährige Kinder in dieser Straße, die noch nie einen Baum gesehen haben, wie mir die Lehrerin versicherte.)

Ein ganz besonders geglücktes Summer-Play-School-Experiment führte eine Gruppe von begeisterten jungen Musikstudenten und -lehrern der Columbia-University im vergangenen Sommer durch. In den großen Sälen und Klassen

einer gewaltigen Schule kommen sie täglich mit einer Schar von Kindern zusammen, um ein paar Stunden zu musizieren. Jeder der kleinen Anfänger spielte täglich eine Stunde in dem allgemeinen Blas- und Streichorchester mit. Die Noten dafür wurden Tag für Tag von den Lehrern — dem Können der Kinder entsprechend — aufgesetzt. Man wollte mehr als kleine musikalische Reproduktionsmaschinen aus den Kindern machen. Man bemühte sich, Musik ebenso wie Malen, Zeichnen, Formen zu einem selbstverständlichen und allge-

meinen Ausdrucksmittel für die Kinder werden zu lassen. So gab es täglich „Kompositionsstunden“, in denen die Kinder etwa die Rufe der Straßenhändler in kleine musikalische Tonfolgen brachten, sangen und spielten, bis zum regelrechten Erfinden und Aufsetzen mehrstimmiger Liedchen. Dann gab es Werkstätten, in denen die Kinder lernten, sich ihre Instrumente selbst zu bauen: kleine Hirtenflöten aus Rohr, Banjos aus Kokosnußschalen, Geigen und Cellos aus großen und kleinen Holzkisten. Diese ganze Musikschule war natürlich vollkommen freiwillig für die Kinder, die sich jedoch Tag für Tag mit größter Regelmäßigkeit und wachsender Begeisterung einstellten.

Dieselbe Luft weht auch ein paar Vorort-Stationen flüßaufwärts von New York, wo in den hügeligen Waldgebieten des Hudson ein ganzes Kinderdorf zu finden ist.

Ein ganzes Erziehungsdorf. Eine „pädagogische Provinz“, wie sie Goethe in ‚Wilhelm Meister‘ entwirft. Ein einzigartiges soziologisch-pädagogisches Gebilde.

Das Dorf ist bevölkert von 400 bis 500 Jugendlichen und Kindern, die von den Jugendgerichten auf Grund irgendwelcher Verfehlungen zu Zwangserziehung verurteilt wurden, und von Kindern, die auf Antrag einer sozialen Organisation als gefährdet und vernachlässigt hierhergebracht wurden (neglected children). Unter den riesigen alten Bäumen, in Gärten, Feldern und Wiesen verstreut etwa 50 „Erziehungshäuser“. Ohne Revolte.

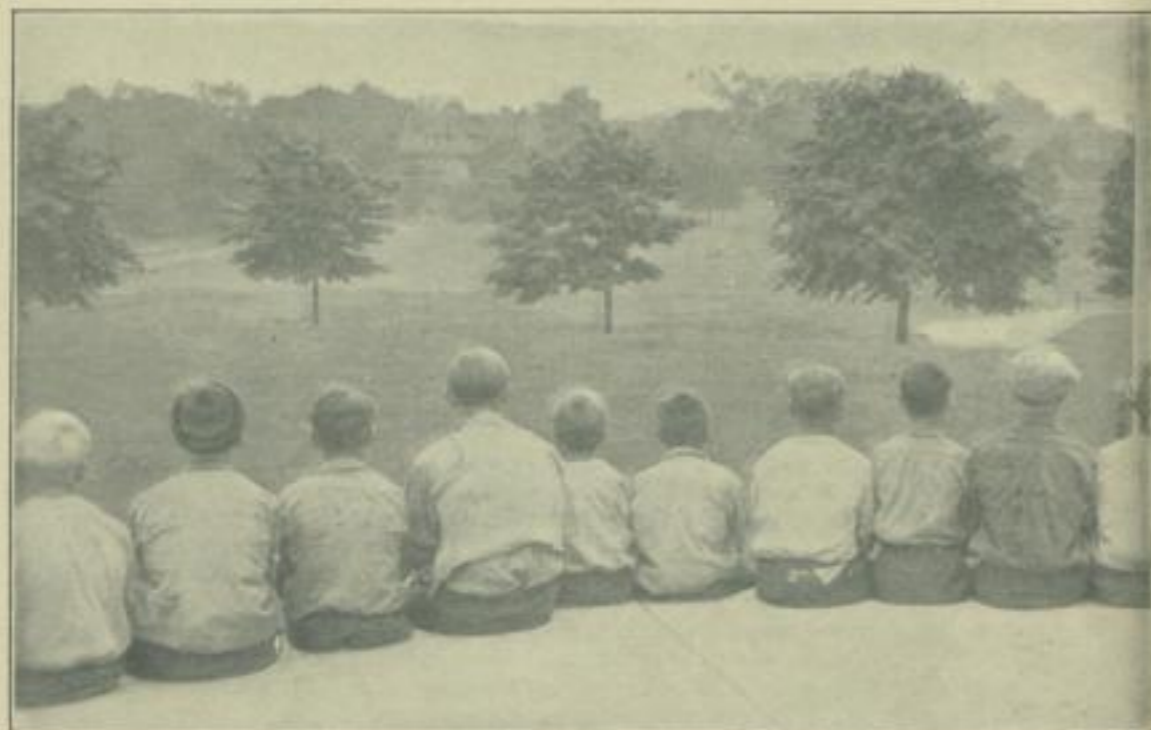
Keine Mauern, keine Eingangspforten, keine Wächter. Ein zweirädriger Arbeitskarren mit Pferdegespann, voller singender Jungen, alle mit geschulterten Schaufeln und Hacken, kommt uns entgegen, etwas weiter am Wege, müde in der Mittagshitze ausgestreckt, schläft eine Schar kleiner Knirpse, offenbar

Straßenausbesserer, während einer Arbeitspause. Junge Mädchen hängen Wäsche auf einer Wiese auf. Kleine Buben schaukeln und klettern an einem hohen Turmgerüst. Ein halb fertiges Haus im Bau: kleine und große Jungen beim Mauern. Ein Gemüsegarten: Knaben und Mädchen beim Bohnenpflücken. Immer noch ist kein Erwachsener, kein Aufseher zu sehen.

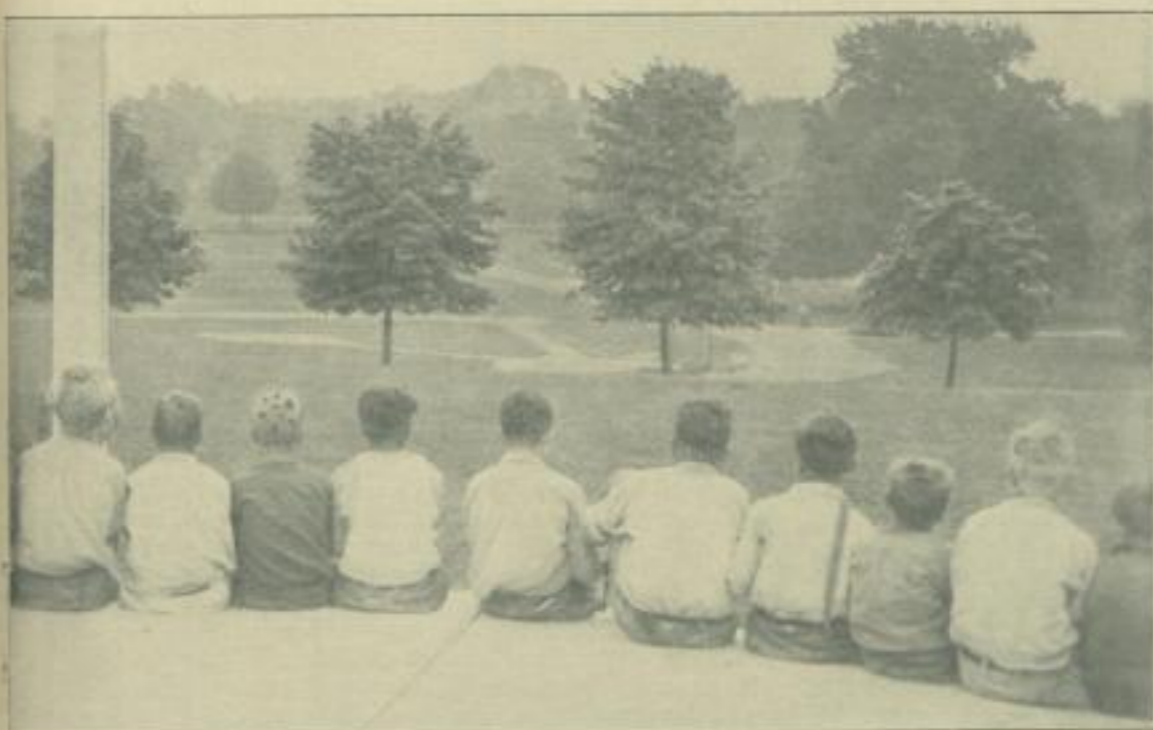
Wir kommen zum Mittelpunkt der weitläufigen Siedlung: die Bäume treten zurück, ein mächtiger freier Platz liegt vor uns, eine Art Fest- und Versammlungswiese, mit einem gemauerten Musikpodium in der Mitte und mit Werkstätten, Schul- und Verwaltungsgebäuden im Hintergrund.

Im Vorzimmer des Empfangsbüros sind zwei bis drei Kinder an Schreibmaschinen beschäftigt; ein etwa Zwölfjähriger kommt und meldet sich bei der Aufsicht zu einer Stunde freiwilligen Dienstes an der ziemlich komplizierten Telefon-Schalttafel. Die Schule im

Kinderdorf ist, da gerade Ferien sind, geschlossen. Die freie Zeit wird mit praktischen Arbeiten im Freien, mit Schwimmen, Spiel und Sport ausgefüllt. In der Tischlerei, Schneiderei, Schlosserei, Druckerei, überall wird erstaunlich fleißig und exakt gearbeitet. Schön ist die grobe Selbstverständlichkeit, mit der hier alles seinen Gang geht, die ruhige Gelassenheit und Umsicht der Handwerksmeister. Hier im Kinderdorf der Fürsorge und Zwangserziehung schmeckt die Luft nach Wirklichkeit, nach Leben, nach Schicksal. Von hier aus werden die meisten unmittelbar ins Leben entlassen. Man will sie in den zwei Jahren, die sie hier verbringen, so gut wie möglich ausrüsten, damit sie mit tüchtigem handwerklichen Können und diszipliniertem Arbeitswillen den oft so schrecklichen Kampf des amerikanischen Erwerbslebens aufnehmen können. So tischlern und drucken und kochen und nähen und schlossern alle diese Jungen und Mädels nicht grad „zum Spaß“. Keiner wird als ungelern-



Bei den ärmsten Kindern New Yorks:



Abend im Kinderdorf

Phot. Lanterbach
Mit Genehmigung der Child Study Association of America

ter Arbeiter aus dem Kinderdorf ins Leben eintreten. Klar, geregelt, ganz und gar auf Leistung gestellt, verläuft das tägliche Leben unter äußerster Anspannung der Kräfte.

Da ist Jonny, ein großer Autoliebhaber. Er war 11 Jahre und unter den Jungen seines Straßenviertels der großartigste Fahrer. Im Handumdrehen konnte er leerstehende Privatwagen entern, ankurbeln und damit losfahren. In seinem Viertel stieg die Zahl der verschwundenen Wagen so auffallend, daß die Polizisten aufmerksam wurden. Schließlich entdeckten sie Jonnys großes Talent und brachte ihn vor den Jugendrichter. Was hast du mit den Wagen gemacht? Hast du sie verkauft? Nein, es war Jonny nur um den Sport zu tun gewesen. Er hatte die Wagen ein, zwei Straßen weiter um die Ecke gefahren und war dann zurückgelaufen, um zu sehen, „was für Gesichter die Leute machten“, wenn sie ihren Wagen nicht mehr fanden. Jonny ist jetzt in der Schlosserei und Autowerkstatt des Dorfes beschäftigt, ist fleißig und tüchtig und darf Sonntags das Dorfauto zur Bahn fahren und Gäste holen.

Die einzelnen Landhäuser des Dorfes beherbergen immer je zwanzig etwa Gleichaltrige, die mit dem „Elternpaar“ des Hauses eine Familie bilden. Die Cottage-Väter sind fast alle als Handwerksmeister, manche auch als Lehrer in Werkstätten und Schulen des Dorfes tätig. Die Auswahl der Cottage-Eltern bildet das schwierigste Problem des leitenden Direktors und erfolgt mit größter Sorgfalt. Nicht irgendwelche pädagogische Vorbildung, sondern allein die menschliche Qualität und das natürliche Geschick im Umgang mit Kindern sind dabei ausschlaggebend. Man legt großen Wert auf eine gewisse Nettigkeit der Aufmachung und Liebenswürdigkeit der Manieren und äußeren Umgangsformen.

Mutig und entschlossen ging die kleine Gruppe New-Yorker Privatleute ganz neue Wege, als sie vor 50 Jahren das Kinderdorf schuf und an Stelle einer

Kinderkaserne eine ländliche Siedlung frei in eine ungewöhnlich schöne Landschaft baute. Lebensboden, Lebensschauplatz statt Gefängnis.

Die großen Erfolge des Dorfes führten vor einigen Jahren zur staatlichen Anerkennung der Siedlung als eigenes Schulterritorium mit staatlichen Geldzuschüssen. Im übrigen werden die Unkosten aus privaten Mitteln wohlhabender Kreise bestritten.

Hilfe, nicht Strafe ist der Sinn des Dorfes. So hat man ein ganz geniales System positiver Wertungen: Jedes Kind erhält eine Wochenkarte mit einzelnen Rubriken, in welche die Hauseltern, Handwerksmeister, Lehrer und Vertrauensleute Punkte markieren für gute und normale Leistungen sowie zufriedenstellendes Verhalten (Schularbeit, Pünktlichkeit, häusliche Pflichten, kameradschaftlicher Sinn usw.). Enthält die Karte am Wochenende ein bestimmtes Minimum an Punkten, so gilt sie als Eintrittskarte für die festlichen Dorfveranstaltungen am Sonntag, wie Kino, Sportwettkämpfe, Theater und dergleichen. Bleibt die monatliche Punktzahl unter einem gewissen Minimum, so bedeutet das eine Verlängerung des Aufenthaltes im Kinderdorf um einen weiteren Monat.

Natürlich kommen im Kinderdorf auch „schwere Fälle“ vor. Was macht man mit Jungen, die, ungebärdig, wild und wüst, wie es häufig bei Neueingelieferten vorkommt, das Zusammenleben der andern stören und sich der Ordnung des Gemeinwesens widersetzen? Als letztes Mittel bleibt das Isolierungshaus. Das einzige Landhaus mit vergitterten Fenstern und verriegelten Türen; grau, farblos, ohne Blumen, ohne Musik, fällt es ganz aus dem Rahmen des Dorfes. Ein richtiges trauriges „Erziehungshaus“ alten Stils. Hier bleiben nun die Jungen wohnen, bis sie gewillt sind, die Ansprüche der Allgemeinheit zu berücksichtigen und zu erfüllen, um die Vorteile des allgemeinen Zusammenlebens zu genießen.

Wer das Kinderdorf gesehen hat, möchte in jeder Stadt Plakate aushängen:
Baut Kinderdörfer!

Lebensgeschichte des chinesischen Generals

Tschang-
Tsung-
Tschang

Eine Gestalt aus dem chinesischen Bürgerkrieg

Von

Henry Hellssen-Peking

Mit einer Zeichnung von Ottomar Starke

I.

Sun Yat-sen lebt im Bewußtsein der Chinesen vermöge seiner drei Volksgrundsätze. Sein diametraler Gegensatz Tschang Tsung-tschang hat sich durch seine drei Löcher im Gedächtnis berühmt gemacht. General Tschang erklärt selbst, daß er niemals Bescheid wußte, wieviel Soldaten er hat, wieviel Frauen und wieviel Millionen. Hinsichtlich der Soldaten hat es ihm das Schicksal bequem

gemacht: Nach seiner entscheidenden Niederlage im September 1928 floh er nach Dalny, wo er jetzt der Mittelpunkt aller Verschwörungen gegen die Nationalisten ist. Ein Heer hat er also nicht mehr! Die Frauen und die Millionen hat er dagegen retten können. Die Anzahl der ersteren soll zwischen 60 und 70 schwanken, die Anzahl der letzteren entzieht sich der Nachprüfung.

Tschang Tsung-tschang ist der berüchtigtste Kriegsherr der Nordpartei. Sein Name wird von der Bevölkerung der Landstriche verflucht, in denen sein Heer operierte.

II.

Tschang Tsung-tschang ist selbst ein Kind Schantung, der reichen Provinz, in der Konfuzius geboren wurde und die nun unter den habgierigen Händen der Kriegsherren verwelkt ist. Der Vater war ein armer Musikant, der bei Hochzeiten und Begräbnissen für 20 Cents Klarinette spielte . . . saß mit einer einsaitigen Fiedel, einer Flöte und einem Becken vor dem Hause und blies jedem der ankommenden Gäste einen Tusch! Kaum fünfzehn Jahre alt, verließ Tschang sein Dorf und zog nach der Mandschurei, wo er sich einer Bande von Hungutzen, Räubern, anschloß. Er versuchte auch, sich ehrlich zu ernähren, doch mit weniger Glück. Eine Zeitlang schleppte er im Hafen von Wladiwostok Bohnensäcke und arbeitete als Vorarbeiter auf dem Zimmerplatz von Mercuroff. Der Russe Mercuroff rettete bei irgendeiner Gelegenheit sein Leben, und Tschang hat ihm das nie vergessen. Als er selbst zu Macht und Reichtum gelangt und Mercuroff durch die Revolution verarmt war, ließ er seinen früheren Arbeitgeber kommen und gab ihm eine Stellung mit den besten Aussichten für Squeeze, Gelderpressung. Mercuroff beherrschte sich durchaus nicht . . .

Im russisch-japanischen Kriege kämpfte Tschang auf russischer Seite, und als die chinesische Revolution 1911 ausbrach, eilte er mit seiner Bande nach Schanghai, um im Trüben zu fischen. Er ordnete sich dem jetzt verstorbenen Tutuh, General Tschang Tschime, unter, in dessen Stab der blutjunge Tschiang Kai-schek — eben von der Militärakademie in Tokio zurückgekehrt — Dienst tat. Tschang, damals 30 Jahre alt, war ein Riese, baumstark, sechs Fuß sechs Zoll hoch, und diese Vorzüge lenkten die Aufmerksamkeit des Tutus von Kiangsu, Feng Kuo-schangs, auf ihn

und verschafften ihm die Stellung als Chef der Leibgarde Fengs. Feng wurde später Chinas Präsident.

III.

1915 war Tschang zum Divisionär in Kiangsu avanciert. Ohne moralische Skrupel machte er Aufruhr gegen den Tuchun, Tscheng Kuang-yen, und wird, da er seinen Putsch nicht durchführen kann, gezwungen, Kiangsu zu verlassen, worauf er sich der Mukdener Gruppe anschloß und von den nördlichen Generälen mit offenen Armen aufgenommen wird. Seine Truppen bestehen hauptsächlich aus ausgehobenen Hungutzen, Räubern, und ein paar tausend versprengter weißen Russen. Sie begehen fürchterliche Grausamkeiten im Süden, und die Bevölkerung zittert, wenn Tschang Tsung-tschang vorrückt. Wütend darüber, daß Lu Yung-hsiang und nicht er selbst Tupan von Kiangsu wird, verläßt Tschang die Gegend von Schanghai, Souchow und Nanking und geht nach Hsouchow, einem wichtigen Stützpunkt an der Bahnlinie Tientsin-Pukow. Hier setzt er sich fest und vermehrt sein Heer, bis Tschang Tso-lin es mit der Angst bekommt und — um nichts zu riskieren — ihn zum Tupan von Schantung macht. Im Palast des Tupans in Tsinanfu sitzt allerdings Tscheng Schih-tschih, der Wu Pei-fu im Stich gelassen hat, aber ihn setzt Tschang vor die Tür, nachdem er erst seine Divisionen hat entwaffnen lassen.

Der 24. April 1925 ist ein schwarzer Tag für Schantung: Tschang war Militärgouverneur geworden! Hinter ihm erfolgt ein Zustrom übler Elemente aus ganz China, Schmarotzer, Erpresser, berufsmäßige Mörder. Alle in der sicheren Vorausahnung, daß es jetzt etwas zu tun gibt! Und ihre Berechnungen treffen zu. Tschang beginnt damit, Abgaben für vier Jahre im voraus einzutreiben . . . man weiß, was man hat! Die „Bank of Shanghai“ wird gezwungen, die Provinz mit wertlosem Papiergeld zu überschwemmen. Im Laufe eines einzigen Monats werden siebzehn



„Lahjt uns Abschied nehmen, solange es mir noch gut geht“, rief Tschang Tsung-tschang seinen 70 Frauen zu. „Ich schenke jeder von euch 50 000 Doll. als Heckpfennig.“

neue Steuern eingeführt . . . u. a. Steuer auf neugeborene Kinder und Steuer auf Katzen. Tausende armer Bauern sehen keinen andern Ausweg, als ihre neugeborenen Kinder und ihre Katzen zu ertränken. Massenhinrichtungen gehören zur Tagesordnung. Millionen sterben vor Hunger. Die Saat wird bisweilen wieder aus der Erde ausgegraben, bevor sie aufzugehen begonnen hat. Söhne erwürgen aus Mitleid ihre alten Eltern. Schließlich wissen sich die Bauern keinen andern Rat, als auszuwandern . . . Sie verkaufen ihre Töchter und ziehen fort, nachdem sie noch die Kaufbriefe an die Türen der verlassenen Häuser geklebt haben. Auf allen Straßen liegen erfrorene, kälteblaue Kinderleichen. Die Bauern wandern und wandern tausend Meilen, bis an die sibirische Grenze, um sicher und in Frieden leben zu können. Es ist die größte Völkerwanderung unserer Tage, die Mandchurei und die drei östlichen Provinzen haben mit ihrer Unendlichkeit drei Millionen Menschen aus Schantung allein im Laufe der letzten Jahre verschlungen.

IV.

All das erscheint europäischen Lesern, die gewohnt sind, gesetzliche Zustände als die Regel zu betrachten, phantastisch; doch wenn man sich in China aufhält, rückt einem dieser Machtmißbrauch oft ganz dicht auf den Leib: Auf einem der Mittwochsempfänge Lady Bredons bemerkte ich einen jungen, vielleicht etwas zu eleganten jungen Mann, den Typ des internationalen Gigolo, er wurde Graf angeredet und trug einen romanhaft klingenden Namen. Das war einer der europäischen Flieger Tschang Tsung-tschangs, derselbe, der vor wenigen Jahren täglich Peking überflog und seine tödlichen Bomben auf die goldenen Dächer der Kaiserstadt abwarf. Nun tanzt er bei der führenden Dame der europäischen Kolonie. Tschang Tsung-tschang bewegte sich vor seiner Flucht gern unter den Fremden. Er traf eine verständige Auswahl unter seinen Neben-

frauen zum Tanztee im Grand Hotel de Peking und hatte auch für die europäischen und amerikanischen Damen des smart set etwas übrig. Einmal wurde er mitten in einem Foxtrot so begeistert von seiner Partnerin, daß er den Tanz unterbrach und mit einer diktatorischen Handbewegung nach einer seiner Nebenfrauen rief.

„Reich die Hände her!“ sagte er und warf, als sie gehorchte, einen abschätzenden Blick auf ihre vielen funkelnden Ringe. Worauf er ihr den teuersten vom Finger zog und ihn mit einer galanten Verbeugung der europäischen Dame überreichte. Die Nebenfrau entfernte sich gekränkt. Sie warf den Kopf zurück und sagte laut:

„Na, ein Glück, daß ich heute nicht meinen guten Schmuck angelegt hatte!“

V.

Der blaue Expresß hielt auf der Station Tsinanfu und konnte nicht weiterkommen: Die Strecke war durch einen Extrazug blockiert, der Tschang Tsung-tschangs Nebenfrauen beförderte. Es sind ja so viel, daß sie immer einen ganzen Zug brauchen. In dem blauen Expresß befand sich ein amerikanischer Legationssekretär, er wurde ungeduldig über den Aufenthalt und sandte eine energische Beschwerde an den Palast des Tupana. Sofort kam eine Entschuldigung zurück. Es wäre ein Skandal, daß der Verkehr nicht besser organisiert sei, der Expresßzug sollte sofort weiterbefördert werden, aber vorher müsse der Legationssekretär General Tschang die Ehre erweisen, sein Mittagsgast zu sein. Die andern Reisenden konnten so lange warten. Der junge Amerikaner, der aus einer puritanischen Neuengland-Familie stammte und daher alle möglichen Vorurteile gegen chinesische Moralbegriffe hatte, sah sich gezwungen, zum Palast zu fahren, wo der berüchtigte Tupan ein üppiges Diner angeordnet hatte. Sing-Song-Girls mit Streichinstrumenten besorgten die Tafelmusik. Ihr aufdringliches Parfüm von Jasmin und Moschus kitzelte den Amerikaner

unbehaglich in der Nase, ihr Gekreisch ging ihm auf die Nerven und er schnitt, trotz seiner guten Kinderstube, ein paar Grimassen, die nicht mißzuverstehen waren. General Tschang verstand ihn jedenfalls, und als liebenswürdiger Wirt ergriff er zwei der lautesten Sing-Song-Girls mit steifem Arm und warf sie aus dem Fenster. Man speiste im ersten Stock . . .

VI.

Tschang Tsung-tschangs Pekinger Palast liegt in der Tatarenstadt, nördlich vom alten Kriegsministerium. Formell hat er ihn an jemand anders übertragen, damit er nicht beschlagnahmt werden kann. Die berühmte Nebenfrau Nr. 4 — die Favoritin — hatte ein Zimmer für sich mit Messingbett und europäischem Toilettentisch. Die andern schliefen in chinesischen Himmelbetten, sieben in jedem Raum. Die Frau Nr. 1, die mit Tschang seit seinen jungen Jahren als Hafenarbeiter und Vorarbeiter auf dem Zimmerplatz verheiratet war und daher ein ganz gewöhnliches Kuliweib ist, hält strenges Gericht unter den Nebenfrauen. Es heißt, sie gehe im Hause stets mit einem Revolver herum und habe ein paar niedergeschossen, die es sich erlaubten, Abenteuer außerhalb des Familienkreises zu suchen . . .

Im Palast zeigt man einen Tisch, an dem der General mit seinen intimen Freunden Poker zu spielen pflegt. Marschall Tschang Tso-lin spielte nur Mah Yong und wollte immer gewinnen, so daß es ein teures Vergnügen war, bei ihm eingeladen zu sein. General Tschang Tsung-tschang hatte eine feste Pokerpartie mit dem „jungen General“, mit Tschu Yupu, dessen Soldaten vergangenen Herbst die Gräber der Mandschu-Kaiser plünderten, und mit dem Komprador der Hongkong-Schanghai-Bahn, einem unternehmenden Herrn, der kurz vorher der Bahn mit einer Million Dollar davon-gelaufen war, an den aber niemand — wegen seiner guten Beziehungen — zu rühren wagte. Im Laufe einer einzigen Nacht verlor General Tschang zwei Mil-

lionen, das verdarb ihm aber nicht die Laune, und er zahlte sie bar aus . . . in Silber! Es mußte ein Lastauto requiriert werden, um das Geld fortzufahren. Es muß betont werden, daß Tschang Tsung-tschang stets bezahlte, was er schuldig war. Auch nach seiner Niederlage. Im großen und ganzen kann man Tschang Tsung-tschang nicht eine gewisse robuste Ehrlichkeit absprechen. Er pflegte mit einem Blick auf seine vielen Nebenfrauen zu sagen:

„Ganz schlimm kann es mir ja nie ergehen. Das bleibt mir ja immer . . .“

VII.

Daß Tschang auf dem Schlachtfelde eine Niederlage erlitt, verdankt er in erster Linie dem moralischen Verfall seiner Offiziere, ihrer mangelhaften Disziplin. Sie rauchten sämtlich Opium, und wenn morgens eine wichtige Meldung aus dem Hauptquartier kam, konnte sie manchmal nicht abgeliefert werden, weil der betreffende General Befehl gegeben hatte, er möchte nicht vor nachmittags gestört werden. Inzwischen sollte vielleicht ein Angriff stattgefunden haben, der aber aus Mangel an Beteiligung abgesagt werden mußte: die Generäle schliefen ihren Opiumrausch aus! Als sie erwachten, war der Zeitpunkt verpaßt . . .

Die Nationalisten zogen siegreich nach Norden, und Tschang Tsung-tschang räumte nacheinander Yenchow, Taian, Tsinanfu und Tsanchow. Niederlage folgte auf Niederlage. Er fühlte selbst, seine Tage als Kriegsherr waren gezählt, und bevor er zum letzten entscheidenden Kampfe auszog, veranstaltete er ein großes Abschiedsfest für all seine Nebenfrauen. Leute, die in seinem Palast zu Gast gewesen sind, behaupten, daß es unter den Nebenfrauen Frauen in allen Farben gibt: gelbe, braune, schwarze, weiße. Nun erschienen sie alle einzeln in ihrem feinsten Schmuck, mit Blumen im Haar, und der General nahm als einziger Mann unter ihnen Platz, in seiner Gala-Uniform, geschmückt mit dem Orden des Goldenen

Herbstes und dem Gestreiften Tiger. Trotz des Lärms der Musik, der Kostbarkeit der Gerichte, den üppig gedeckten Tischen herrschte keine heitere Stimmung. Auch die Nebenfrauen ahnten die Katastrophe.

VIII.

Aber der General wollte wenigstens von dem Abend etwas haben! Er ließ Champagner reichen und leerte selbst sein Glas bis auf die Neige. Dann ergriff er das Wort, und es wurde ganz still in der großen Versammlung von Frauen:

„Liebe Freundinnen!“ sagte er. „Ich, der Tupan, habe es nicht verstanden, meine Soldaten zum Siege zu führen. Nun droht mir die Niederlage. Es ist meine Pflicht, das Land von der roten Gefahr zu befreien, und ich muß daher den Kampf zu Ende kämpfen, selbst wenn er mir das Leben kosten sollte . . . Uebergeben kann ich mich nicht. Aber der Kampf ist meine Sache, nicht die eure. Deshalb müssen wir heute abend Abschied nehmen. Niemand weiß, was die Zukunft in ihrem Schoße trägt. Ihr seid alle jung und schön, um so besser: desto größere Aussichten habt ihr, ohne mich zurechtzukommen. Ihr werdet imstande sein, gute Männer zu finden, die euch glücklich machen werden. Das ist durchaus dem unsicheren Dasein vorzuziehen, das das Verbleiben bei dem geschlagenen Tupan sein wird. Deshalb Lebewohl und Glückauf!“

So weit blieb der langbeinige Tschang im Zusammenhang, aber an dieser Stelle seiner Rede mußte er eine Pause machen . . . Das Schluchzen der Frauen ließ sich einfach nicht mehr übertäuben. Sie standen von ihren Plätzen auf und umringten ihn, sie fielen ihm zu Füßen, sie klammerten sich an ihn, sie hingen sich ihm um den Hals. Er schüttelte sie sanft ab, wischte eine Träne fort, ließ wieder Champagner einschenken, leerte das Glas und fuhr fort:

„Nein, nein . . . nun wollen wir vernünftig sein. Alles muß ja ein Ende haben, auch die strahlendsten Feste.

Laßt uns daher aufhören, solange es noch gut geht. Es ist besser, ihr zieht euch geordnet zurück als fluchtartig. Zum Abschied schenke ich jeder von euch 50 000 Dollar als Heckpfennig, damit ihr noch reich werden könnt. Deshalb: Seid alle froh. Es ist kein Grund vorhanden, den Kopf hängen zu lassen. Jetzt wollen wir uns amüsieren . . .“

Er trocknete der Nächstsitzenden die Augen, und sie lächelte ihm durch Tränen zu. Alle Frauen beeilten sich nun, ihren Teint wiederherzustellen. Der langbeinige Tschang, wie er bei den Soldaten und Sing-Song-Girls immer heißt, gab der Musik Befehl, wieder aufzuspielen, und er rief den Dienern zu: „Mehr Champagner!“

Das Fest dauerte bis Mitternacht . . .

IX.

Am nächsten Morgen sah man eine Schar junger Frauen den Palast des Tupans verlassen. Sie zerstreuten sich in alle Richtungen.

Tschang Tsung-tschang erlitt seine Niederlage, wie erwartet. Aber er suchte nicht den Tod auf dem Schlachtfelde; so etwas sagt man nur in einer Rede, aber man tut es nicht. Der General ließ mitten in der Schlacht seine Soldaten im Stich, schlich sich verkleidet an Bord einer Dschunke und stach in See. Er floh nach Port Arthur und Dalny, wo die Japaner die Macht haben, und hier scharten sich die Nebenfrauen wieder um ihn. Einige der treuen alten kamen wieder, neue kamen hinzu . . .

Inzwischen bereitet der langbeinige Tschang eine neue Laufbahn als Kriegsherr vor. Er ist nicht nur wieder im Besitz seiner Frauen, sondern auch seiner Millionen. Von seinen Soldaten — denen, deren Zahl er auch schwer behalten konnte — sah ich in Schanghai einige weiße Russen, die in seiner Armee gekämpft hatten. Sie standen halbnackt in Lumpen an einer Mauer — wie Spalierbäume — und tranken Sonne. Aber das war auch das einzige, was sie zu trinken hatten . . .



Phot. Yva

Das schöne Halbblut:
Ell Dura, eine kreolische Tänzerin



Der schöne Sandstrand von Heringsdorf

Phot. Herbert Beyer



Der erste Schreck

Phot. Ring



Phot. L. N. A.

„Wieviel macht's . . .?“

LYRIK

DER JUNGEN

Der graue Tag

Von

Anna Blum-Erhard

Durch alle Dörfer gab er mir Geleit,
der graue Tag aus Wiesenfeuchtigkeit,
aus Nebeln und aus Regendunst gewoben.
Er kroch mir nach durch alle Hügelwellen,
er grinste fahl an waldentblößten Stellen,
um die er seine nassen Schleier spann.
Himweg, hinweg, geh in die Schenke, Mann!
Er geht nicht, nein! Gebüsch und Haus verschwammen
in einem lichterlosen Meer,
die Ferne fließt, ein dämmernd Bild, zusammen,
und über alle Buntheit siegte er.
Mit breitem Daumen strich er alle Farben
hinweg und löschte, wehe, ihren Glanz.
Grau ward das Gold der steilen Garben
und fahl der Dahlien Gartenkranz.
Das Rot der Vogelbeerforalle
erstarrte an seinem müden Blick,
und wie in einer Raubzeugfalle
ging sich mein spätes Wanderglück.

Erinnerung

Von

Else Berns

Wenn ich gestorben bin, streut meine Asche
auf einen Weinberg! Keltert die Traube,
die aus meinem Rest gewachsen,
und schickt den Saft meinem Liebsten,
daß er noch einmal ganz mich in sich trinke
und die Süße empfinde, die ich ihm gab
an jenen Sommertagen, als wir
sonnentrunken wanderten
über die Hügel am Rhein!

Mutter . . .

Von

Kenate Liebe

Mutter, dein Name ist viel zu weit
Und zu hell
Für meine Traurigkeit.

Ich rufe manchmal,
Nur, um mich zu stören
Und meine Stille
Nicht weiter zu hören —

Aber dein Name ist immer das Kleid
Um meine tiefe Verlassenheit.

Ballade vom Jungen, der morden wollte

Eine Moritat

von Karl Schramm

Er hat es vor einer Woche in der Zeitung gelesen:
Es ist ein Mann mit einem Schlapphut gewesen,
Der nahm ein Mädchen mit in den Wald
Und machte es dort mit einem Messer kalt.

Daran hat der Junge immer gedacht.
Er hätte das gern einmal nachgemacht.
Er nahm das Rasiermesser von Vaters Bort
Und schlich sich damit von Hause fort.

Er ging nach dem Kanal, wo viele Ratten sind,
Und suchte dort nach einem Kind.
Er fand kein Mädchen, das ihm gefiel.
Doch er fand einen Jungen beim Kreiselspiel.

Er sagte: Um Kanal gibt's viele Ratten zu sehn.
Man muß aber ganz in die Büsche gehn.
Dann kann man sehn, wie sie Fische fangen.
Da ist der Kleine mitgegangen.

Am Kanal war's dunkel, und dem Kleinen ward bang.
Aber Hans hielt ihn fest: Es dauert nicht lang,
Dann siehst du die Ratten. Geh nicht nach Haus.
Und er zog das Rasiermesser aus der Tasche heraus.

Der Kleine konnte noch immer nichts sehn
Und wollte nun wirklich nach Hause gehn.
Aber Hans sagte ihm — und er hielt ihn fest —
Ich schmeiß einen Stein in das Rattennest.

Und er bückte sich suchend nach einem Stein,
Griff verwirrt ins Leere und fiel ins Wasser hinein.
Der Kleine erschrak und lief eilig nach Haus.
Den Hans zog man später als Leiche heraus.

Ein Mensch will beten

Von

Wolfgang Rauch

Ein Mensch, elegant und vermögend,
fühlt sich gequält in seiner Seele.
Er sucht Ruhe und Labung im Dom.
Doch die fromme Stimme des Priesters
erinnert ihn an ein Gespräch mit seinem Prokuristen.
Und das Hupen der Automobile brennt ihm im Blut.
Er will ein Wort sprechen zu seinem Gott

und gibt in Gedanken eine Radiobotschaft
an einen Geschäftsfreund.
Die Orgel tönt ihm wie das Summen der Propeller
und kaum, da die Glocken zum Heiligsten ausgeklungen,
kauft er sich einen neuen Ford.
Und hinfürder quält ihn seine Seele
auf neuen weichen Polstern.

Ballade vom Urwald

Von

Wolfram Brockmeier

So hatten sie immer sich durch die endlose
Waldung gebrochen,
vorgestern, gestern und heut und alle die Tage bisher.
Wie lange schon? Es wußte keiner mehr.
Wenn einer sprach, ward nur vom Wald gesprochen.
Nichts war ja sonst, nur Grün stand noch um sie:
Wald, den sie teilten, der sich wieder schloß,
der brausendgrün sich tags auf sie ergoß,
und der zur Nacht unheimlich sie umschrie.

Nun aber waren sie des Waldes satt,
des Gehens müde, krank und fiebermatt,
sanken ins Moos und entschliefen.
Der Abend fiel auf sie. Die Nacht kam her
und wieder Tag und Nacht und Tag. Die wilden Tiere
Sie aber lagen still, ihr Schlaf war schwer. [riefen.
Lianen wucherten sie ein.
Gras sproßte und Gebüsch in sie hinein.
Sie wurden Wald, und Wald stand um sie her.





Phot. Sokal-Aafa-Film

Profile

Leni Riefenstahl und Gustav Diehl in einem neuen Film



Aus Pappe

Besuch
in einer Schaufenster-
Puppen-Fabrik

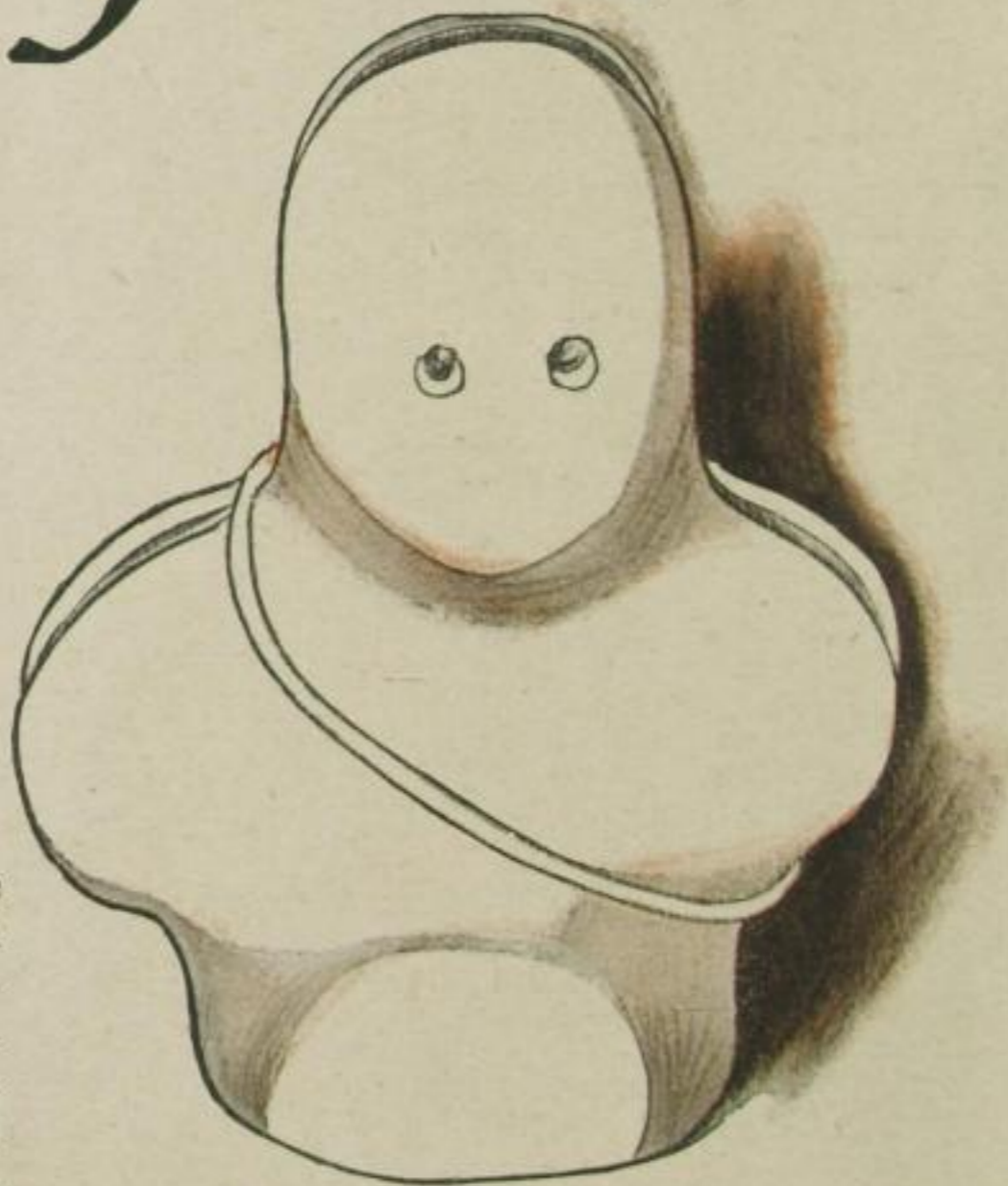
Von
Fritz Eichenberg

Mit Zeichnungen des Verfassers

An den Wänden baumeln schlanke Frauenarme und -beine, in einem Riesenschrank sind sämtliche Haarnüancen, die je ein Männerherz entzückten, fein säuberlich etikettiert. Aus einem Schubfach glotzen dich Augen an in allen Schattierungen, blecken Zähne in jeder Größe. In einem Pappkarton liegen abgeschnittene Köpfe mit verdrehten Augen und wirren Frisuren. Bleiche Gestalten lehnen stumm an den Wänden.

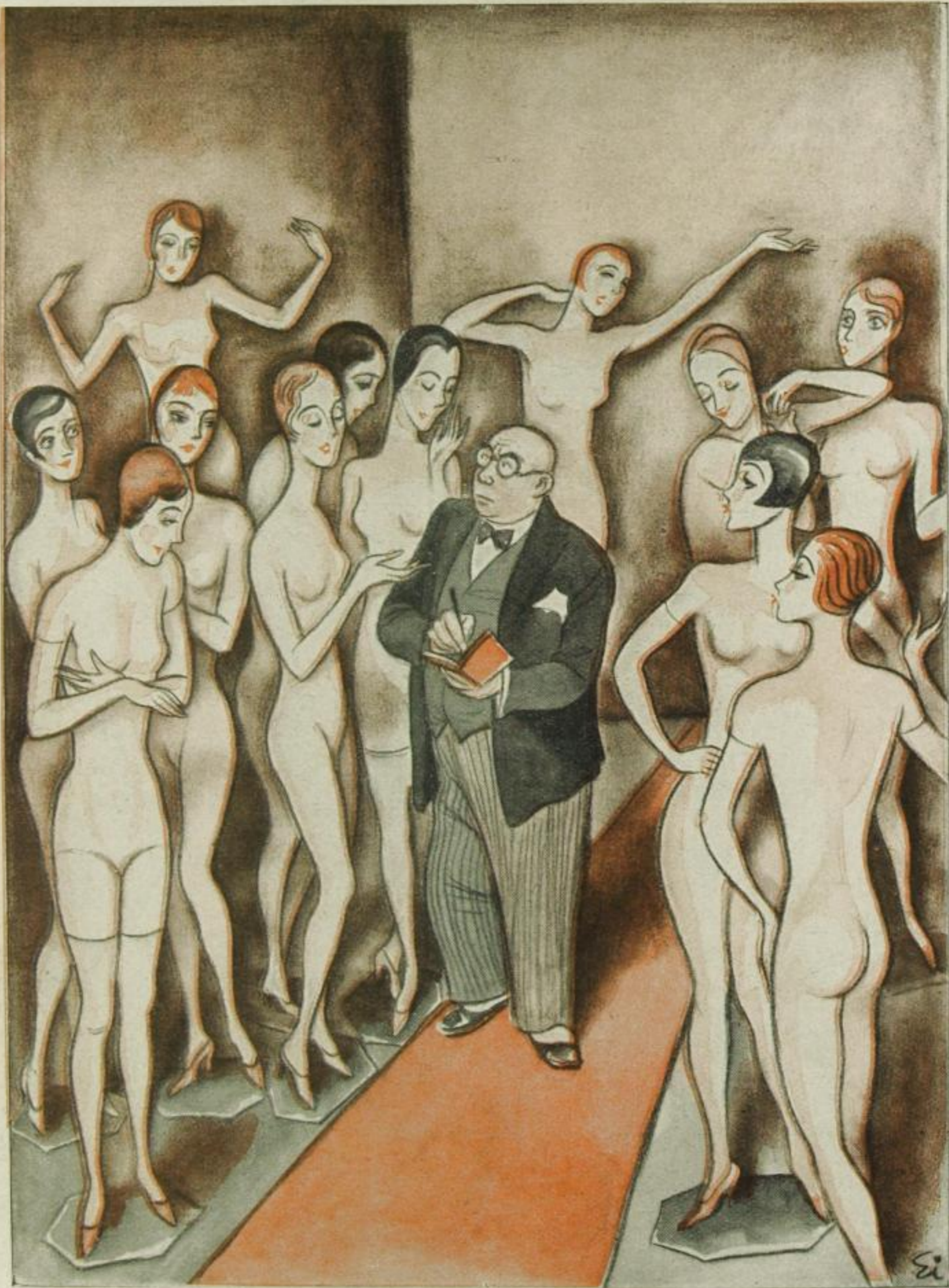
Wir sind weder in der Wohnung Landrus noch im Schloß Ritter Blau-

Die Venus aus Pappe



Die Venus im Urzustand:
Gußform einer Damenbüste

barts, sondern mitten in Berlin, in einer Schaufensterfiguren-Fabrik, Belegschaft an die 500 Mann, Tagesproduktion in der Saison: 50—40 Figuren.



Inventuraufnahme in der Schaufensterpuppen-Fabrik

Man kann verstehen, daß ein kleiner Lehrling aus einer harmlosen Branche, der eines Tages einen Blick durch eine Türritze der Fabrik tat, brüllend zu seinem Brotherrn zurücklief und sich weigerte, je wieder dorthin zu gehen — „da hab'n'se jrade eener den Kopp abjeschnitten!“

Aber diese grausig-erotische Moritatenstimmung empfindet in diesem Durcheinander von Körperteilen nur der, der nicht „aus der Branche“ ist.

Der Auftakt ist ein Gang durch die Ausstellungsräume. Menschen schauen dich an, strecken die Arme nach dir aus, kuscheln sich in unsichtbare Pelze, rafften unsichtbare Schleppen, sehen aus schrägen, großen, geheimnisvollen Augen, spielen Schamhaftigkeit, oder große Dame oder schüchterner Backfisch, lächeln mit weißen Zähnen und Korallenlippen. Zartes Fleisch leuchtet, und Männer mit grundgütigen Gesichtern stehen ungerührt daneben. Hier siehst du den Men-

schen, wie er aussähe, wenn ihn nicht der liebe Gott, sondern der Fabrikant geschaffen hätte. Hier gibt es nur verträgliche, vergnügte und wohlherzogene Menschen. Vorzugsweise Damen, die auf eine stumme, aber beredte Weise um dich werben, so wie sie es eben im Schaufenster machen müssen, bis sie alt und brüchig werden.

Eine weniger gute Figur macht der Herr. Er scheint sich in seiner etwas hilflosen, wenn auch männlichen Ungelenkigkeit nicht besonders zum Schaufenster-Mannequin zu eignen. Ihm fehlt die Grazie. Hier muß eben der Geist sprechen. Und so hat man denn mehr Wert auf das psychologische Moment gelegt. Würdige Herren mit Brillen, zufriedene Großindustrielle mit Doppelkinn, Diplomaten mit Glatzen und soigniertem Schnurrbart, Menjous mit resignierter Ueberlegenheit um die Augen, nun, so wie eben hunderttausend Meyers und Schulzes aussehen möchten.

Etwas vorteilhafter nehmen sich einige forscherere Typen aus: Sportler mit kraftstrotzendem, braunem Gesicht, blonder Tolle, blitzenden Zähnen, Mut in der Brust; Lebemann, etwas müde, mit Monokel, kleinem Bärtchen; Typ Valentino oder Harald Lloyd, lustig die Zähne fletschend; Idole für die Jungen, Speck für die Mäuse, die auch so aussehen und mit dem Anzug sich ein Stückchen Menjou kaufen möchten.

Königin dieser Puppenmenschen ist die Mode. Irgendwo in der Ecke stehen die Stiefkinder, die in Ungnade gefallen sind. Man muß zugeben, daß diese Kinder wirklich ungeraten sind, kubistische Inflationsgeburten. Der Kopf eine bronzierte Kugel, der Leib eine rasend



In der Schaufenster-Puppenfabrik:
Charakterköpfe zum
Aussuchen

geschwungene Kurve, Polypenarme, und nur ein Bein. Daneben Figuren, in Prismen aufgelöst, mit grünen Gesichtern, blauen Haaren und Schwanenhälsen, eine Orgie von Formen und Farben, Opfer der Mode, ebenso wie ihre Antipoden, die wunderbar kitschigen Wachsfiguren, mit zwei Zentimeter langen Wimpern, Grübchen in Kinn und Wangen und einer Rose am üppigen Dekolleté.

Nun ist die bildende Kunst, die früher den Wachsfiguren als nicht standes-

gemäß den Rücken kehrte, aus ihrer Reserve herausgetreten und hat ihre Jünger, die Bildhauer, ins ehemals feindliche Lager geschickt. Was sie schaffen,



Auf dem Wege zur Schönheit:
Der zarte Teint der Pappfigur wird durch eine Einreibung mit rosa Schlemmkreide erreicht

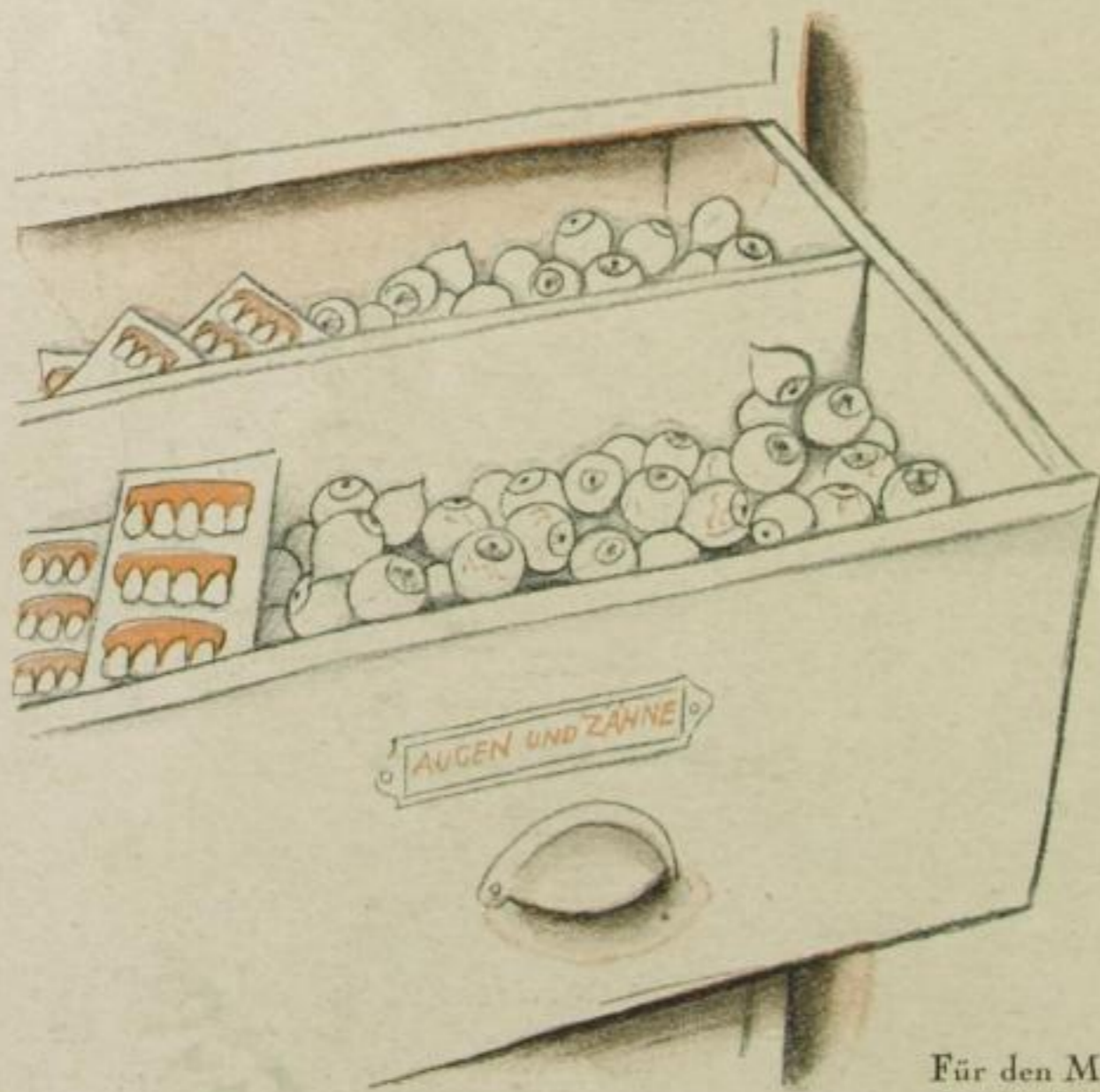
ist „stilisierter Naturalismus“, sind gut gewachsene Menschen von 1929, nach lebendem Modell geformt. Es ist ein Symptom unserer Zeit, daß Wachs etwas aus der Mode gekommen ist: es ist uns nicht abgehärtet genug, wird in der Sauregurkenzeit weich, muß mit Glacé-Handschuhen behandelt werden und bricht, wenn es hinfällt. Da sind unsere Pappfiguren von Anno 1929 doch andere Kerle; der Lehrling darf sie ruhig hinfallen lassen, ohne daß sie sich das Genick brechen, sie brauchen nicht frisiert zu werden, sie werden nicht weich: ein hartes Geschlecht. Sein Schlachtruf ist: Alles aus Pappe! Seine Schöpfungsgeschichte wie folgt:

Im Anfang ist der Lehmklumpen, aus dem die Hände des Künstlers den graziösen Körper des Mannequins in immer neuen Variationen formen. Von diesem Kunstwerk wird ein Gipsmodell abgenommen, nach dem in einzelnen Teilen (Arme, Ober- und Unterkörper) Modellformen gemacht werden. In diese Formen werden mit der Hand drei bis vier Lagen nasser Pappe hineingepreßt, mit

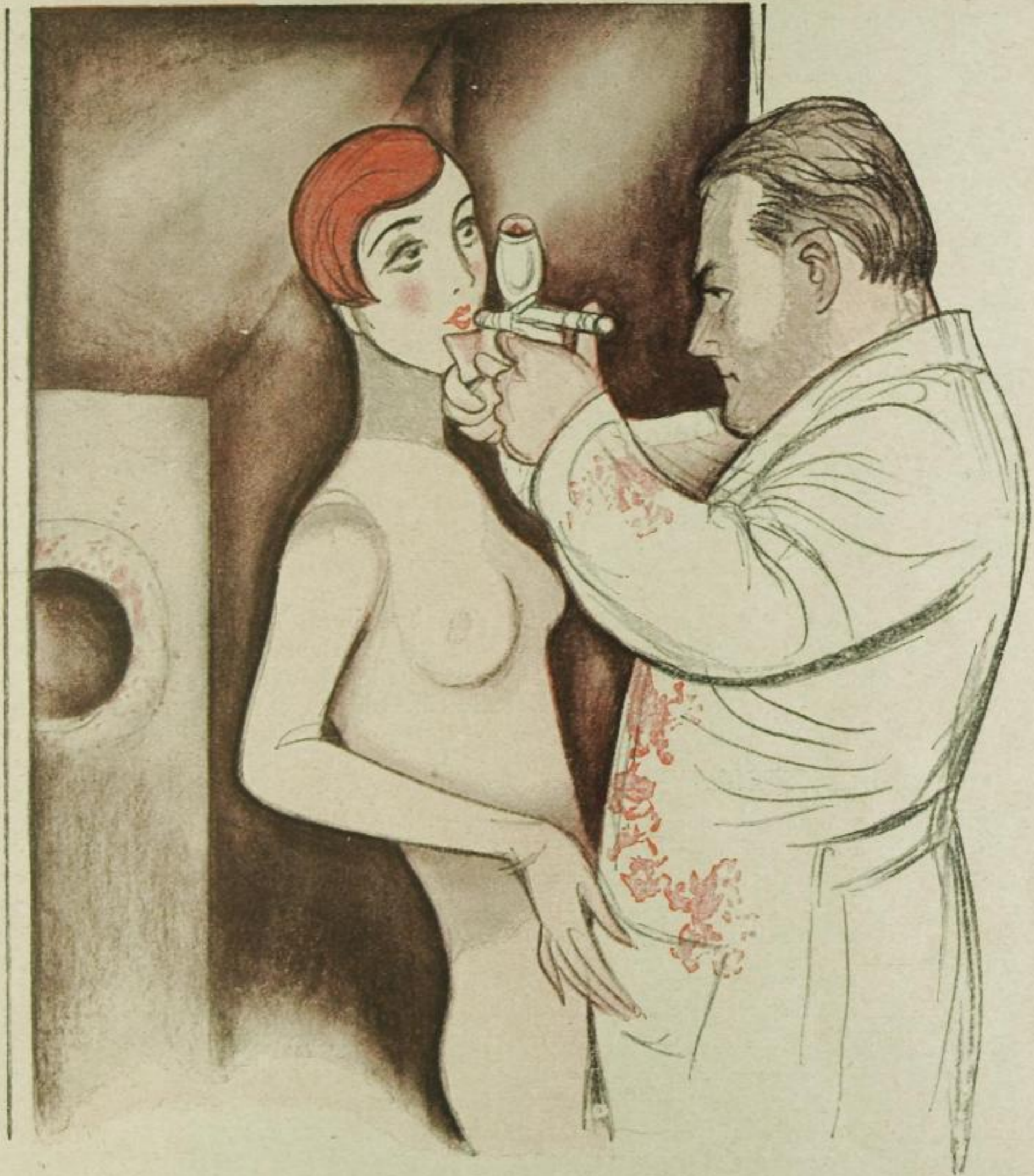
Lehm verbunden. Erstaunlich einfach. Die einzelnen Teile werden zusammengeklebt, in Trockenräumen bekommen sie die Härte, die sie für ihren anstrengenden Beruf brauchen. Nun sind sie graue, golemhafte Gebilde, geflickt und scheckig. In einem Raum, in dem alles rosa ist, die Arbeiter, die Wände, der Boden, bekommen sie ihre Haut, das heißt rosa Schlemmkreide, über die grauen Körper gestrichen. Die Unebenheiten werden abgeschliffen, die Arme mit Gelenken versehen, dann kommen sie in den Raum des Meisters, der ihnen Leben einhaucht, sanfte Röte auf die Wangen und Rouge auf die Lippen zaubert. Mit einem gefährlich aussehenden Spritzrevolver und Nitrozelluloselack rückt er ihnen zu Leibe. Hier ist dünne Luft, denn mit gewaltigen Maschinen werden die giftigen Farbschwaden in runde Mauerlöcher abgesaugt. Sanft gerötet, spärlich mit Schuhen und Strümpfen bekleidet, auf Eisenständer montiert, wandern die Puppen in die Ausstellungsräume. Wer von ihnen Glück hat, Karriere macht, kommt, in Samt und Seide

prangend, in die funkelnden Schaufenster der Großstadt, läßt sich von tausend begehrlischen Augen begaffen; die Pechvögel fristen ein gelangweiltes Leben in einem Dorf-Schaufenster, in Kattunkleidchen lächeln sie kontraktgemäß die staunende Kuhmagd an. C'est la vie!

Die Pappmachéfigur hat ihre Wachsschwester in die Provinz verdrängt. Hier schätzt man noch die absolute Naturtreue, die durchscheinenden rosigen Nüstern, die garantiert echten Haare, die wunderbar blanken Glas-



Für den Mund der Schönen werden immer nur vier bis fünf Zähne für die Lächelfront benötigt



Statt Lippenstift und Schminke:

Mit dem Spritzrevolver wird Nitrozelluloselack auf Lippen und Wangen gespritzt

augen mit den langen Wimpern. Bis zur Modellform haben Papp- und Wachsfigur denselben Werdegang. Dann wird die Form mit flüssigem Wachs ausgegossen, die Figur mit Messern und heißen Eisen geglättet, Augen und Zähne eingesetzt, Naturhaare mit feinen Na-

deln einzeln eingesteckt, und dann nach allen Regeln der Kunst bemalt.

Heiß tobt der Kampf zwischen dem guten altväterlichen Wachs und der leichtfertigen modernen Pappe. Man hat als Kompromiß Wachsköpfe auf Pappfiguren gesetzt.

Der
tote Punkt,
Das Rätsel des zweiten Atems

Von

Dr. Peter Schmidt

Immer tiefer hinab trägt der Mensch seine Erkenntnisse. Ueberall will er in logischem, unerschütterlichem Aufbau die Zusammenhänge aller Phänomene aufdecken. Aus den Urtrieben leitet er nicht nur das Charakterbild des einzelnen, sondern die gesamte soziologische Struktur der menschlichen Gesellschaft ab; und ebenso versucht er die Erscheinungen und Erschütterungen im Lebensablauf des Individuums und der Nationen auf ihre primitivsten „Ur“-sachen zurückzuverfolgen. Ein großartiges Ziel, aber zugleich ein gefährlicher Weg. Bleibt uns etwa von der Liebe wirklich nichts weiter, als eine chemische Formel, die man von den Keimdrüsen her willkürlich verändern könnte, ist dieses Auf und Ab höchster Seligkeit und tiefster Verzweiflung nur eine analysierbare, mehr oder minder falsch besetzte Libido? Der kühle Forscher darf sich auf seinem Wege nicht durch „sentimentale“ Erwägungen beirren lassen, aber ebenso wenig darf der synoptische Philosoph durch die naturwissenschaftlichen Ergebnisse zum Glauben verführt werden, künftig aller Metaphysik entraten zu können. Der Arzt aber, der dem lebenden Menschen helfen will, sollte sich dem Philosophen ebenso gesellen wie

dem Forscher. Wir können nicht nur durch Tabletten und Injektionen helfen und heilen. Wir werden kläglichen Schiffbruch erleiden, wenn wir uns dem Wahn hingeben, wir könnten zum Beispiel jemandem eine Liebestrieb-Befriedigung schaffen, indem wir, wie es geschehen ist, ihm hierfür ein so genaues Programm aufstellen wie die amerikanischen Gaststätten ihren Gästen Kalorien und Vitamine vorschreiben. Wir müssen immer daran denken, daß der Mensch keine Maschine, sondern ein einzelnes Wesen ist, das ganz individuell durch unzählige Fäden seiner Umwelt, aber auch seinem ganz persönlichen Schicksal verstrickt ist. Nur auf Grund einer zusammenfassenden Uebersicht über das Zeitgeschehen und den Zeitgeist können wir dem einzelnen raten. In erhöhtem Maße wird diese Forderung an uns ergehen, wenn es sich um Hilfe bei nervösen Störungen handelt oder um Störungen allgemeiner Natur, wie die einer leistungsbeeinträchtigenden Müdigkeit. Aber wir wollen versuchen, den generellen Weg zu zeigen, den wir hierbei einschlagen müssen.

Wie nie zuvor wird die Nachkriegsmenschheit im Kampf um das Dasein vorwärtsgetrieben, von Klippe zu Klippe



Phot. Wide World

Den toten Punkt nicht überwunden:

Ein Matrose, der — nach stundenlangem Stehen mit der Hand an der Hosennaht — gerade in dem Augenblick ohnmächtig wird, da der englische König die Front abschreitet

geschleudert. Keinerlei Atempause wird ihr gegönnt. Gleichgültig ob arm, ob reich, wird sie aus einem grenzenlos ermüdenden Tag in den nächsten vorwärtsgepeitscht. Schließlich, trotz aller Energie, erlahmen die Reservekräfte; der tote Punkt ist da.

Toter Punkt: damit bezeichnet man den letzten Grad von Müdigkeit, der zum Aufhören des Bewußtseins und aller Bewußtseinsakte führt.

Ueber die rein physiologischen Ursachen dieses Zustandes sind sich die Gelehrten noch keineswegs einig. Es ist ein sehr komplizierter Vorgang. Nur eines steht unbestritten fest: Müdigkeit tritt ein, wenn das Säure-Alkali-Gleichgewicht im Blut und in den Geweben

gestört wird und die Säure, besonders Milchsäure, überwiegt. Ob beim Ermüdungsprozeß noch andere giftige Stoffe, Kenotoxine wie Weichert sie nannte, mitspielen, ist unentschieden.

Zweifellos führt jeder Arbeitsvorgang, sowohl der muskulöse als auch der nervöse (geistige), zu Anhäufungen von Milchsäure in den Geweben und im strömenden Blut, die das Gefühl abnehmender Kraft, Atemnot (Gähnen) und schließlich den toten Punkt, tiefste Ermüdung, hervorrufen.

Jeder Sportsmann aber weiß, daß dieser tote Punkt überwindbar ist.

Der Box-Amateur, der mit größter Sorge seinen Favoriten schon in der dritten Runde atemlos werden und er-



Phot. Keystone

Dr. Peltzer nach dem 1000-Meter-Weltrekord:

Bei einem 1000-Meterlauf liegt der „tote Punkt“ etwa zwischen 600 und 700 Metern. Jeder Sportsmann weiß, daß es möglich ist, nach Überwindung der ersten Erschöpfung den Rest der Strecke im Rekordtempo zu laufen.



Der Wille zum Ziel:

Die junge Stafettenläuferin bricht in dem Augenblick zusammen, da sie den Stab überreichen will

schlafen sieht, stellt mit tiefer Befriedigung fest, daß sein Mann plötzlich wieder frisch aussieht, daß ihn neue Kraft belebt, seine Atmung ruhiger wird und er seinen Kampf durchsteht.

Welches nun ist die physiologische Quelle zur Ueberwindung des toten Punktes, wie entsteht jener merkwür-

dige Vorgang, den die Anglosachsen the second wind, den zweiten Atem nennen? Durch einen starken Schweißausbruch wird die Gesamtheit der Milchsäure, die unter der ersten mächtigen Anstrengung und Erregung produziert worden ist, plötzlich nach außen geschafft, also unschädlich gemacht, und gleichzeitig wer-

den die Alkali-Reserven des Organismus frei. Diese Alkali-Reserve aber braucht das Gewebe bei jeder größeren Leistung.

Ein ähnlicher Vorgang tritt nach der Verabreichung von starkem Kaffee oder Tee ein. Die Extraktivstoffe (Koffein, Thein) beider Pflanzen bewirken eine Mobilisierung der Alkali-Reserven im Organismus. Teilt ein Sportsmann oder Geistesarbeiter mit, daß diese Reizmittel bei ihm versagen, so ist das stets ein Gefahrensignal. Dann sind die basischen Reserven erschöpft und der Körper muß gründlich ruhen.

Gegenüber den übergroßen Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Großstadtmenschen war es notwendig, die Ursachen der Ermüdung zu studieren, deren Entstehen durch Kräfte-Rationierung einzuschränken und die Ermüdung selbst durch medikamentöse oder diätische Maßnahmen zu vermindern. Eine ganze Entmüdungs-Industrie ist entstanden. Aus allen Apothekerläden und den Inseratenteilen der Magazine gähnt uns hilfeschend ein angestrenzter Generaldirektor entgegen. Zweifellos kann man durch sachgemäße medikamentöse oder physikalische Therapie oder durch eine geeignete Zusatznahrung die Qualität und Quantität der Leistung steigern. Aber einem sinnlosen Gebrauch der im Handel befindlichen Stimulantia ist dringend zu widerraten. Der Laie darf nie vergessen, daß die normale Müdigkeit nichts anderes bedeutet, als die Aufforderung zur notwendigen Erholung.

So interessant und wichtig diese rein physiologische Erklärung der Müdigkeit und ihrer Ueberwindung ist — so wenig erschöpfend erscheint sie mir. Während des Krieges haben wir aus unzähligen Beispielen gelernt, daß Ueberleistungen auch ohne physiologische oder Kunsthilfe zustande kamen, also Uebermenschliches durch den Willen allein bezwungen wurde. Der Wille zur Macht, zum Sieg, der Ehrgeiz oder der verzweifelte Wunsch, das Elend jener Zeit endlich zu überwinden, der Selbsterhaltungstrieb peitschte Millionen Menschen auf

Jahre hinaus zu unerhörten Rekordleistungen.

Wo ein Ziel ist und ein Inhalt, da ist auch ein Wille und ein Weg. Den Läufer von Marathon spornte das Glück seiner Freudenbotschaft. Der Wunsch nach überragender Leistung, der „Geltungstrieb“ (Adler) ist dem lebensstüchtigen Menschen angeboren: Geist und Wille unterwerfen den Körper. Bedeutende Sportsleute, die ich über die Ueberwindung des toten Punktes befragte, sagten mir, daß sie beim Eintreten der Erschlaffung an die großen Vorgänger auf ihrem Gebiet denken und daraus neue Kraft schöpfen.

Jeder Mensch hat es häufig genug selbst erfahren, wie rein seelische Vorgänge oder Veränderungen seine gesamte Leistungsfähigkeit zu steigern oder zu schwächen imstande sind. „In letzter Stunde“ wachsen die Kräfte oft ins Gigantische; „kurz vor dem Ziel“ ist anfeuernde Engelsbotschaft. Der Erfinder, der Entdecker kennt keine Müdigkeit, ehe nicht die Probe aufs Exempel stimmt. Am Bett des todkranken Kindes schläft eine Mutter nicht ein. Auf der andern Seite ermatten Schicksalsschläge oder Mißerfolge. Wie frisch erwacht man am Morgen, verheißt der Tag ein Glück, wie müde noch, steht Mühseliges und Peinliches in Aussicht.

Wir sehen also, daß die Ueberwindung des toten Punktes in vielen Fällen auch vom Seelischen her geleistet werden kann. Bei den heute klar erkannten und bewiesenen Wechselbeziehungen zwischen den Vorgängen im bewußten und unbewußten Seelenleben einerseits und dem Geschehen in den Organen andererseits können wir annehmen, daß das Säure-Basen-Gleichgewicht auch durch seelische Aktionen allein gewährleistet oder doch stark beeinflußt werden kann.

Auch die Not kann treiben und über den toten Punkt hinweghelfen. Das aber ist nur ein negatives Moment. Das positive ist die Sehnsucht nach einem Ziel, das aus einem übermächtigen, überindividuellen Gedanken geboren wird.



Statistik der Wünsche EINE SAMMLUNG VON LUFTSCHLÖSSERN

Die gütige Fee aus dem Märchen ist längst ausgestorben. Nicht einmal im Traum begegnet man ihr — kein Wunder, daß wir armen illusionslosen Menschenkinder auch keiner märchenhaften Vorstellung mehr fähig sind. Wenn plötzlich einer vor uns hinträte und einfach sagt: „Nun wünsch dir mal was, drei Wünsche stellt dir das Schicksal frei . . .“, so würden wir wahrschein-

lich in Verlegenheit geraten, denn mit den Illusionen ist auch bei den meisten Menschen die Wunschkraft geschwunden. Das hat ein kleines Experiment ergeben, das der „Uhu“ kürzlich vorgenommen hat.

An ein paar hundert Menschen, ganz wahllos, ganz zufällig, wurde gesprächsweise die Frage gerichtet: Was würden Sie sich wünschen, wenn Ihnen das



Kellner, 42 Jahre, kommt tagelang nicht nach Hause, weil er seine Frau so hält:

10000 Mark möchte ich haben. Da wüßte ich eine feine Kneipe, die könnte ich für den Preis haben. Und dann hätte ich genug, um mich scheiden zu lassen. Dann könnte man nochmal Mensch werden.

Der einzige Wunsch eines Berliner Straßenbahnschaffners von der Linie 68:

Ich würde mir wünschen, Schaffner in Fernreisen zu werden und so reisen zu können und die Welt kennenzulernen. Dann wäre ich ganz glücklich. Mehr will ich nicht.

Blinder Klavierspieler in einer Kneipe, 67 Jahre, Trinker:

Nur mal Sonntags, wenigstens im Hochsommer, wenn's sehr heiß ist, sehen zu können.

Einen anderen Blinden an der Trommel, der mich nicht betrügt.

Immer so viel Geld wie bisher, damit mein Hand es immer gut hat, auf Ehrensword, ich selbst kann schon mal hungern!



Zu den wichtigsten Wünschen aller Frauen gehört es, mit ihrem Manne zusammenbleiben zu können. — viele Männer hingegen wünschen die Trennung von ihrer Frau.

Malin, 20 Jahre:

Viel Geld mal vor allem — selbstverständlich. — und daß ich durch das Geld kein Schwein werde — und daß es den andern auch so gut geht wie mir — damit ich Freude daran habe.

Wissenschaftler, etwa 40jährig:

Ich wünsche mir ein paar Jahre Festungshaft, um in Ruhe arbeiten zu können, und außerdem wünsche ich mir alle zu meiner Arbeit erforderlichen Bücher. Das ist alles.

Hackfleisch, 16 Jahre, einfache Verhältnisse, Frisch und vergügelt:

Nur ein Tausendmarkschein. Aber nicht geschenkt, sondern gefunden.



Ziele eines Chorgirls:

Ein Kind. Reisen. Singen können wie die Leiber.

Potsdamer, früherer Offizier:

Na, ich würde ja sehr gern mal eine Zeppelin-Fahrt mit Eckener mitsuchen...

Und dann erwarte ich demnächst eine Einladung bei Hindenburg, das wäre die Erfüllung eines langgehegten Wunsches...

Und schließlich — offen gesagt, unter uns... ich wünsche schlichtest die Rückkehr der Hohenzollern...

Zeitungsverkäufer:

'ne Frau finden mit'n hübschen Geld und dann 'n kleinen Zigarrenladen kaufen. Du brauchst man nicht immer auf der Straße zu stehen.



Kaufmann, hat sein letztes Geld in einem Zigarrenladen angelegt:

Blöß nicht mehr in dem Laden stehen müssen. Ganz fort von hier, heraus aus der Stadt, ein kleines Häuschen mit Garten. Da kann man doch atmen. Nur keinen Laden. Der macht so müde.

Alte Dame im Stift:

Ach Gott, was soll ich mir noch groß wünschen — meine Lieben sind alle längst tot. —

Ja, nun, ich möchte hier nicht wieder fort, möchte hier in Ruhe und Frieden meinen Lebensabend beschließen. —

Lieb wäre es mir, wenn Frau F. mich weniger ärgern würde.

Gerne möchte ich im Wohnraum den Schlafplatz wieder haben, wo die F. mich verdrängt hat...



Was eine Rotundenfrau sich wünscht:

Meine einzige Tochter soll zu mir nach Berlin ziehen.

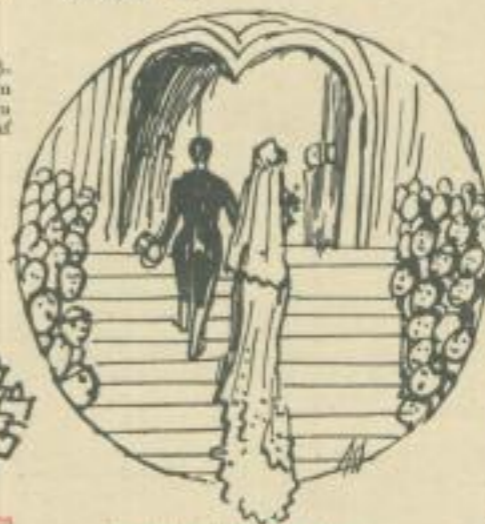
Der Autobus 12 sollte bis zu meinem Platz verlängert werden; da käme das Geschäft in Schuß.

Mein Schwiegersohn soll wieder eine Stellung bekommen.

Ausruferin in einem Hummel, trinkt gern:

Richtig verheiratet sein. Immer gesund und kräftig.

Einmal mit Fairbanks eine Woche lang verreisen dürfen, wenn nicht Fairbanks, dann mit Lederer, genügt auch.



Kunsthistoriker, 31 Jahre:

Einen Mercedes-Benz. Ausreichendes Vermögen. Geeta Garbu heiraten.

Ein Schauspieler:

Ich wünsche mir die Machtstellung Mussolinis, die Beliebtheit Henny Portens, das Vermögen Rockefeller.

Kaufmann, 30 Jahre:

Mein größter Wunsch ist es, einmal eine Expedition, die drei Jahre dauert, zu machen. So in Zentralasien. Dorthin, wo wirklich nur Urnatur ist, nicht durch Zivilisation verderbtes Leben. So wo Salzman war. Und die beiden andern Wünsche? Das andere sind doch alles Naturnotwendigkeiten zum Leben.

Schicksal plötzlich drei Wünsche erfüllte?" Die meisten kamen überhaupt nur auf einen oder zwei Wünsche, für den dritten reichte die Phantasie schon knapp mehr aus. Auch sind die allermeisten gar nicht fähig, aus ihrer engen, oft als so drückend empfundenen Umwelt heraus zu wünschen, ihre höchsten Träume bewegen sich doch immer nur in dem engen Kreis, der ihr Alltagsleben einschließt. Und so kompliziert und individuell sich die Menschen auch oft

gebürden mögen, im tiefsten Herzensgrunde sind sie alle einander ähnlich; weit über die Hälfte der Befragten aus allen gesellschaftlichen Schichten wünscht sich das kleine Eigenhaus, das ungestörte stille Leben fern der Stadt, mit eigenem Garten, mögen es die einen als „Siedlungshäuschen“, die andern als Villa am Genfer See bezeichnen. Es bleibt den meisten gemeinsam die Schasucht: heraus aus dem Steinhaufen, in Stille und Grün. Erst in weitem Abstand marschier

der Prozentsatz derjenigen, die Gesundheit oder den rechten Liebespartner als Hauptwunsch im Herzen hegen, und — wieder ein paar Prozent weniger — diejenigen, denen viel Geld das Ziel aller Wünsche bedeutet. Hier schwanken naturgemäß die Ansprüche: während es einige — nicht viele übrigens — nicht unter dem Großen Los machen, genügt es andern schon, nur sorgenlos leben zu können, eine Art Gummibegriff, wie man zugeben wird. Dem einen schwebt eine

Monatsrente von 10 000 Mark, dem andern von 250 Mark als Gipfel der Sorgenlosigkeit vor. Sehr anerkennenswert ist der häufig geäußerte Wunsch, soviel zu haben, um auch andern helfen zu können. Nur ganz, ganz vereinzelt klingt Bosheit oder Menschenfeindschaft aus den Wünschen.

Was durch unsere Frage an originellen, weisen oder witzigen Wünschen zutage trat, davon mögen hier ein paar Proben zeugen.



Die drei Wünsche einer Pensionsmutter:

Das weiß ich ganz genau, da brauche ich mich gar nicht zu besinnen:

Alle Mieter und Pensionäre raussetzen.

Die ganze Wohnung neu machen lassen, tapezieren, weißen, Fußböden, alles. Einen dritten Wunsch habe ich nicht.

★

Eine Hausfrau, 45 Jahre:

Mit dem Zeppelin nach Amerika fliegen, aber ohne meinen Mann. Und ein großer Sturm müßte sein. Und eine Reise nach Zürich, weil ich dort einmal als junges Mädchen war. Und alt werden will ich, sehr, sehr alt.

★

Ehefrau, 41 Jahre alt, verheiratet:

Reisen, weite Reisen, das mal zuerst, und zweitens meinen Mann behalten, und drittens meinen Freund behalten.



Der Massenwunsch:

Ein Auto, auch wenn es noch so klein ist.

Philologe:

Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich die vollständige Ausgabe vom neuesten Konversationslexikon hätte und die Enzyklopädia Britannica.

★

Ein Stubenmädchen:

Ja sehen Sie, ich wünsche mir bloß eins, und alles andere ist mir ganz egal: ich möchte so furchtbar gern, daß der Herr mich heiratet, den ich vor 14 Tagen Sonntag kennengelernt habe. Das Dumme ist ja man, er ist jünger als ich, ich bin 28 und er 23. Und darum tut er es vielleicht doch nicht; aber den möchte ich zu gerne kriegen, an was anderes kann ich gar nicht denken.

★

Drei Wünsche eines Mannes,
der es geschafft hat:

53-jähriger, höchst erfolgreicher Börsianer mit Auto, Villa, schöner Gattin, eigenem Tierpark, eigener — Eisbahn:

Einen Monat kein Telephon und bis elf Uhr vormittags schlafen können, ich meine, auch mit den Nerven!

Mal ein paar Wochen nicht Börsianer sein, sondern, na, meinetwegen, Filmregisseur. So einen Beruf denke ich mir himmlisch. Immerzu mit schönen Frauen und mit Ruhm und keinen Zahlen!

Gedächtnisschwund. Ich leide nämlich an einem zu starken Gedächtnis. Ich merke mir die blödesten Einzelheiten, die mir immerzu an den unmöglichsten Stellen einfallen. Ich will lieber nichts mehr von gestern wissen.

★

40-jährige Frau, Witwe, zerrüttete
Verhältnisse:

Ich wünsche mir den Mut, mich zu erschießen, und dann wünsche ich mir noch: daß meine Kinder keine Syphilis haben.

★

Schauspieler, 18 Jahre. Anfängerin. Erotisch
kühl. Selbstbewußt:

Eine vernünftige Rolle! Der Erfolg kommt dann schon.

Geld, damit man sich entsprechend anziehen kann.
Geld, damit man den Kaffern überhaupt imponiert.

★

Renate P. Drei Jahre alt. Tochter sehr wohl-
habender Eltern:

Daß keiner stirbt . . .

Daß ich Geburtstag hab' und ein Bett bekomme wie der Vater.

Daß ich Flügel oder ein Flugzeug hab . . .

★

Politiker, 36 Jahre alt, den Linksparteien zuge-
hörig:

Ich möchte Landrat in Ostpreußen werden.

Später dann Reichskommissar für die von Polen bedrohten Gebiete.

In zwanzig Jahren preußischer Innenminister.

Der wichtigste Wunsch:

Ein 35-jähriger politischer Reporter: Daß sämtliche Politiker der Schlag trifft.

Bibliotheksrat, 38 Jahre, Kränklich. Schreibt Lyrik und Dramen: So viel Gesundheit, um jederzeit einschlafen zu können.

Bierfahrer: Gemeinsame Beerdigung mit meiner Frau, wenn möglich erster Klasse.

Jungverheiratete Russin: Ich weiß nur einen Wunsch: Am selben Tag sterben wie mein Mann.

Großindustrieller, leitender Direktor, verheiratet, 37 Jahre: Ach, in diesem Leben nichts, es würde mir doch alles genau so blöd vorkommen wie jetzt. Aber eins, nächstes Mal als Droschkengaul mit Scheuklappen an den Augen auf die Welt kommen.

Botenjunge in einem großen Unternehmen, 20 Jahre. Sehr intelligent: Eine festere Stellung, da ich für einen Boten zu alt werde.

Stellungsloser Regie-Assistent. Schlägt sich mit Feuilletons durch: Nie mehr ein Feuilleton schreiben müssen.

Ein 30-jähriger Pressezeichner: Eine Wohnung am U-Bahnausgang.

Anfangende Tänzerin: Daß mal einer auf der Straße hinter mir stehen bleibt und begeistert zu seiner Begleiterin sagt: „Du, das war doch die T. F.“

Autobus-Schaffner, etwa 45 Jahre. Leidend. Hat Frau und drei Söhne: Daß meine Söhne nie Autobus-Schaffner werden müssen!

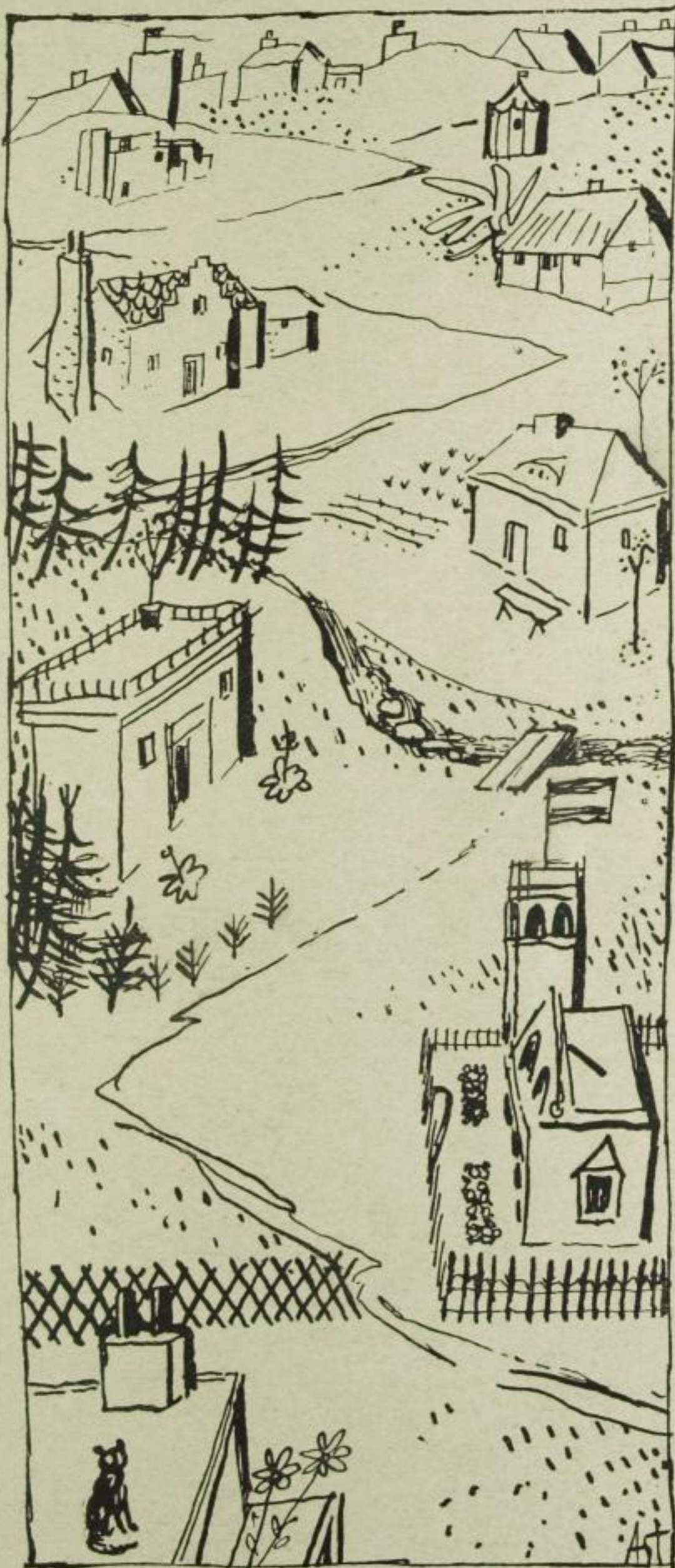
Hausangestellte, 33 Jahre. Mit leichten tyrannischen Tendenzen: Bei meiner Herrschaft soll endlich einmal ein geregelter Haushalt anfangen. So eine Bummelerei ist doch schrecklich.

Stütze: Noch ein Kind, weil sich meine Elly so nach einem Brüderchen sehnt, kann auch wieder ohne Vater sein, ich schaff's schon mit dem Geld alleine.

22-jährige Kellnerin eines kleinen Cafés: Ein braunes Stadtköfferchen. Ein rotseidenes Sommerkleid.

Lehrmädchen: Ich möchte meiner Chefin, dem Luder, die die ganze Welt betrügt, Rizinusöl in ihren Tee gießen, ja, wirklich, dann wäre mir danach viel wohler, so hasse ich sie! Sonst liebe ich alle!

18-jährige Berlinerin: Jeden Abend im Café am Zoo tanzen zu können, einen Freund zu haben, der mir treu bleibt, und jede Schreibmaschinenaarbeit noch heute an den Nagel hängen zu können! Aber wirklich an den Nagel!



Der Wunsch unserer Zeit:

Weit über die Hälfte aller Befragten wünscht sich das stille Häuschen fern der Stadt.



Phot. Salomon

Zur zehnten Wiederkehr des Verfassungstages:
Neueste Aufnahme unseres Reichspräsidenten

RATSCHLÄGE FÜR DIE REPUBLIK

VON

NICCOLÒ
MACHIAVELLI

Jeder hat in der Schule gelernt, wer Machiavelli war. Aber nur die wenigsten kennen die Schriften dieses bedeutenden florentinischen Staatsmannes und Historikers, die, um das Jahr 1500 erschienen, eine erstaunliche Staatsklugheit und Menschenkenntnis aufweisen und heute noch gültig sind. Viele dieser Gedanken sind längst Allgemeingut der Staatskunst geworden, ohne daß die meisten sich klar darüber sind, woher diese Gedanken stammen.

Die Geschichte ist die Lehrmeisterin unserer Handlungen, besonders für die Staatsmänner: die Welt ist immer in derselben Weise von Menschen bewohnt worden, welche dieselben Leidenschaften hatten, und stets gab es Leute, die dienen, und andere, die befehlen und solche, die ungerne dienten und andere, die gern dienten und solche, die sich auflehnten und wieder unterworfen wurden.

Wo große Gleichheit ist, errichte man eine Republik, wo große Ungleichheit ist, eine Monarchie, wenn man nicht ein schlecht proportioniertes, undauerhaftes Ding schaffen will.

*

Das erste ist immer, ein Volk in den Sattel zu heben. Das Reiten, die Sorge für die Dauer der Institutionen ist dann seine Sache.

Diktatorische Gewalt duldet keinen
anderen Erben, als das ganze Volk.

*

Der Unwille ist größer und die
Schläge sind ernster, wenn die
Freiheit wieder erkämpft werden muß,
als wenn man sie verteidigt.

*

Wo der Grundstoff nicht verderbt
ist, schaden Aufstände nicht.

*

Man weiß nicht, wer dem Staate
mehr Schaden bringt, ob die-
jenigen, die erwerben möchten, was sie
nicht haben, oder jene anderen, die
längst erworbene Rechte festhalten
wollen.

*

Nicht das Wohl des einzelnen, son-
dern das Wohl der Gesamtheit
macht die Staaten groß.

*

In einer Zweifelslage, wo der Ent-
schluß Mut erfordert, wird stets Zwei-
deutigkeit obwalten, wenn schwache
Männer beraten und beschließen sollen.

*

Regieren bedeutet nichts anderes,
als Untertanen so behandeln, daß
sie dir weder schaden können, noch
wollen. Zu diesem Behufe mußt du sie
entweder so vollkommen in Schach
halten, daß sie keine Möglichkeit finden,
dir zu schaden, oder ihnen so viel Gutes
erweisen, daß sie keinen Grund haben,

eine Aenderung ihres Loses herbeizu-
wünschen.

*

Den Völkern schadet weit mehr die
Habsucht der eigenen Bürger als
die Raubgier der Feinde. Dieser läßt
sich bisweilen ein Ziel setzen, jener
aber nie.

*

Reiche, die auf der Tüchtigkeit eines
Mannes beruhen, haben nur kurze
Dauer; denn mit dem Manne sterben
seine Fähigkeiten . . . Darum hängt
das Heil der Republiken oder Mon-
archien nicht von einem Herrn ab, der sie
bei Lebzeiten weise lenkt, sondern von
einem solchen, dessen Institutionen ihnen
auch nach seinem Tode ihr Dasein er-
halten.

*

Republiken und Herrscher müssen
sich den Anschein geben, als täten
sie aus Großmut, wozu die Not sie zwingt.

*

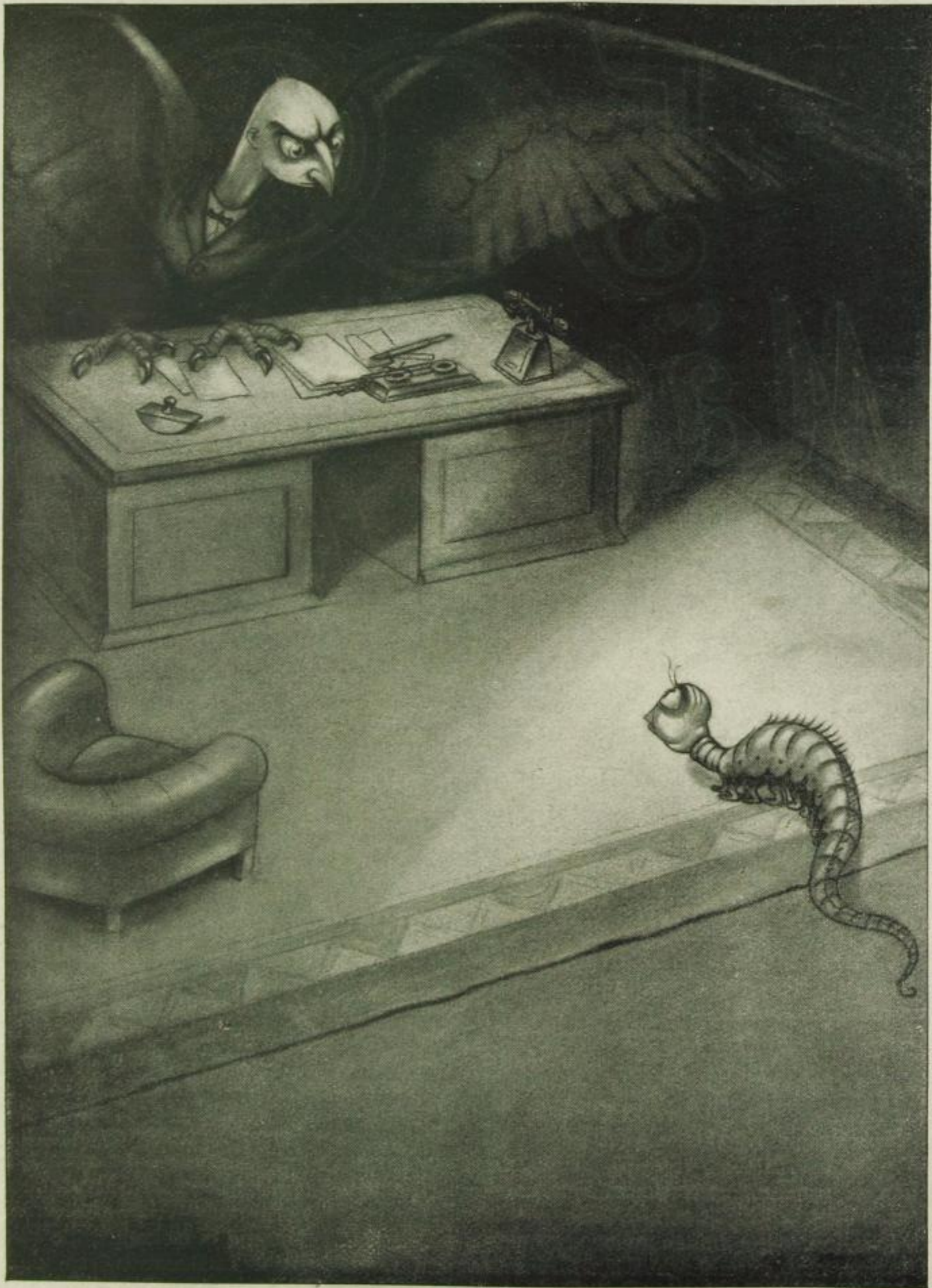
Es war in Staatsdingen allzeit ver-
derblich, den Mittelweg einzu-
schlagen, wodurch man weder Freunde
erwirbt noch Feinde beseitigt.

*

Kein Gesetz kann einem Staatswesen
verderblicher sein als eines, das
von den Gesichtspunkten längst vergan-
gener Zeiten ausgeht.

*

Kein Studium kann den Bürgern,
die Republiken lenken, förder-
licher sein als jenes, das die Ursachen
von Haß und Zwietracht erkennen läßt.



Der Chef und der Kriecher
Zeichnung von Charles Girard

500 Männernach Ihrer Wahl

Ein lustiges Zusammensetzspiel für die Damen

oder:

Der Mann, den Sie sich wünschen . . .

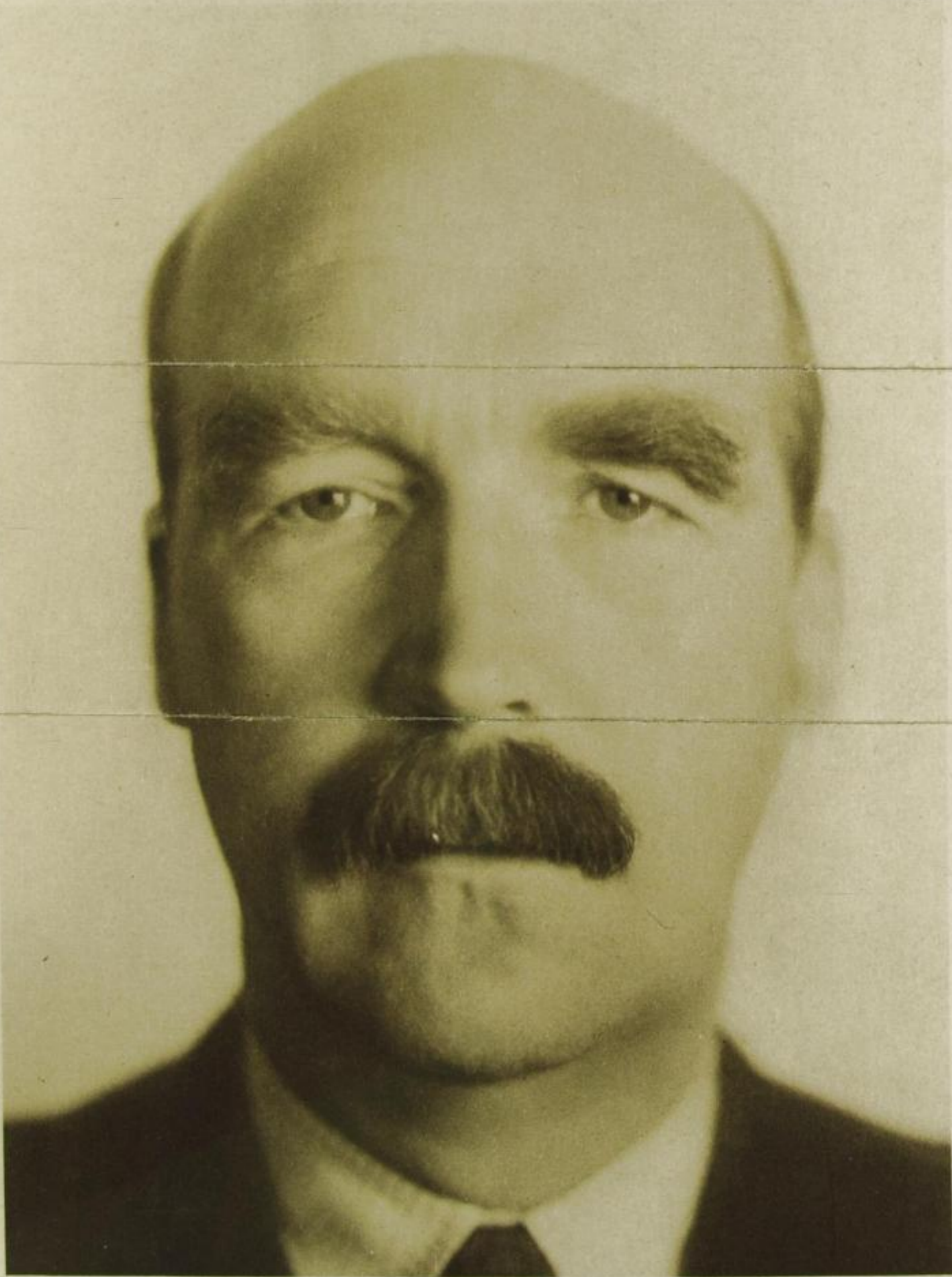
Seit wir im Maiheft des „Uhu“ unsern Lesern 500 Frauen nach ihrer Wahl geliefert hatten, aus denen sich die Männer den „Harem ihres Herzens“ zusammenstellen konnten, regnete es empörte und bittende Briefe aus unserm weiblichen Leserkreis, die alle denselben Inhalt hatten: Warum darf nur der Mann mit uns spielen? Wir wollen auch mal ein paar hübsche Männer im „Uhu“ zu sehen bekommen, mit denen wir nach Herzenslust umspringen können, wie wir wollen. So haben wir uns entschlossen, noch einmal acht Köpfe, diesmal Männerköpfe, je in drei Teile zu zerteilen, so daß sich die Frauen mit

Hilfe dieser Schnitte den Mann ihrer Träume zusammensetzen können. Geben Sie dem Mann, dessen Stirn Ihnen wohlgefällt, diejenige Nase, die ihm die Natur vielleicht vorbehalten hat, die aber ein anderer besitzt. Tauschen Sie bei dem andern, dessen Nase Ihnen zwar gefällt, den Mund mit einem andern um, der Ihnen besser zusagt. Kurz, spielen Sie ein wenig lieber Gott, und schaffen Sie sich den Mann nach ihrem Wohlgefallen. Sie werden noch mehr Auswahl dabei haben, wenn Sie die einzelnen Teile mit der Schere ganz austrennen, so daß Ihnen auch die Rückseiten der Bilder zur Verfügung stehen. Viel Vergnügen!

Die Aufnahmen entstammen den Ateliers Yva und Bucovich.



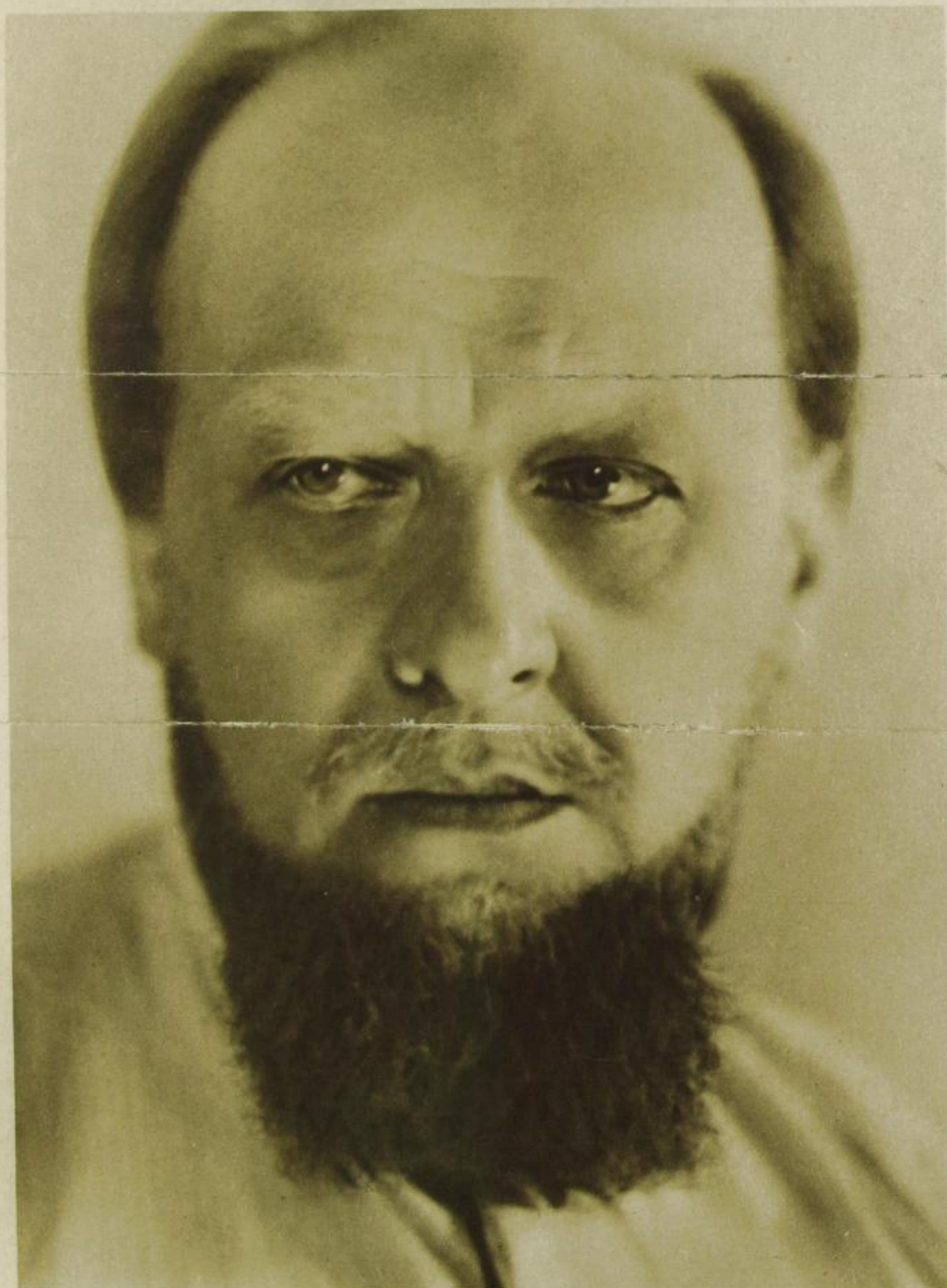
















Zeichnung von Ottomar Starke

... stundenlang stand ich vor Delikatessenläden ...

Ich fastete Zwanzig Tage

Das Tagebuch einer Hunger-Kur

Von Clemens

Jetzt wäre es mir leicht, genau zu sagen, welche Ursachen meine allgemeine Lebensunlust hatte, als ich mich in die Behandlung Dr. E's be-

gab. Damals wußte ich wenig davon. Ich war nicht eigentlich krank, Kopfschmerzen, Sodbrennen und gelegentliche Magenkrämpfe haben ja Tausende Men-

schen, ohne daß sie deswegen ihre Arbeit unterbrechen und Gegenleistungen der Krankenkasse in Anspruch nehmen dürfen. Aber das Leben machte mir keine Freude mehr und mein Alter wurde immer um fünf Jahre zu hoch geschätzt.

Dr. E. untersuchte mich gründlich. Er klopfte, horchte, schaute, fühlte, maß Blutdruck und prüfte die Reflexe. Endlich sagte er:

„Sie sind organisch vollkommen gesund, doch Ihr Verdauungsapparat arbeitet mit zuviel Reibungen. Ihre Leber ist um Dreifingerbreite zu groß. Ihre Zunge zeigt an den Rändern den Abdruck der Zähne, sie überanstrengt sich. Sie müssen, wie eine Lokomotive, gründlich geputzt und überholt werden. Das ist alles.“

Als ich wieder angezogen war, bekam ich den Zettel mit den Kurvorschriften:

„Sechs Uhr: Bergbrunnen, acht Becher in viertelstündigen Pausen. Acht Uhr: Spaziergehen. Neun Uhr: Liegestuhl, Lesen, Schlafen. Vier Uhr: Wiesenquelle, sechs Becher in viertelstündigen Pausen. Sieben Uhr: Nachtruhe. Diät: 0.“

Darauf entspann sich folgender Dialog, und ich glaube, daß jeder so fragen wird, der von den primitivsten Funktionen seines Körpers so wenig weiß, wie ich damals.

„Was verstehen Sie unter Diät null, Herr Doktor?“

„Ich darf annehmen, daß Sie wissen, was null bedeutet.“

„Null? Nichts . . .?“

„Nichts!“

„Gar nichts?“

„Sie kommen jeden zweiten Tag zu mir. Es kann einwandfrei festgestellt werden, ob Sie außer den vorgeschriebenen Wassermengen noch etwas zu sich genommen haben. Dann suchen Sie sich einen andern Arzt.“

„Darf ich rauchen?“

„Nein.“

„Und wie lange . . .?“

„Bis Sie ausgeschlakt sind. Ihre Organe brauchen Urlaub, nicht Sie. Lassen

Sie sich für mein Archiv photographieren. Heute und in drei Wochen, wenn Sie um zehn Jahre jünger sind. Diese Denkerfalten verschwinden, sobald Ihr Bauch Ruhe hat.“

Obwohl ich sehr skeptisch war, beschloß ich doch, einen Versuch zu machen. Entweder—oder, sagte ich. Noch am gleichen Tage trank ich um vier Uhr den ersten Becher Wiesenquelle, und um sieben Uhr lag ich vorschriftmäßig im Bett. Es war ja langweilig, aber müde von der Reise schlief ich bald ein. Am nächsten Morgen der Bergbrunnen schmeckte ebenso nach nichts wie die Wiesenquelle. Beide aber hatten eine stark purgative Wirkung, was nicht unangenehm war. Ich spazierte auf und ab, trank jede Viertelstunde einen Becher und verschwand hin und wieder von der Promenade.

Auf dem Heimweg ging ich durch den Garten des Kurhauses: fünfhundert frühstückende Tische mit Musik. „Wie diese Leute unernst Kur machen“, dachte ich ärgerlich. Da und dort stiegen taubengraue Wölkchen über dem Geschmatze in die Morgensluft. Aber ich rauchte nicht.

Mittags stellte sich der Wunsch nach einem Mittagessen automatisch ein. Es kostete mich einige Mühe, ihn zu unterdrücken. Der Nachmittag war wie tagsvorher. Aber gegen Abend bekam ich eine richtige Sehnsucht nach einer ordentlichen Mahlzeit. Sich einfach hinsetzen und essen erschien mir als das Höchste. Ich kämpfte einen harten Kampf. Schließlich legte ich mich ins Bett und kroch unter die Decke.

Am zweiten Tag war der Hunger da. Er bohrte in den Eingeweiden und machte mich verrückt. Es reute mich, diese Kur begonnen zu haben, und ich nannte den Doktor, laut im Zimmer vor mich hinschimpfend, einen medizinischen Sadisten. Nur ein gewisses Schamgefühl hielt mich zurück, einen Gasthof aufzusuchen, und ich schloß wütend das Fenster, durch das Speisegeruch von irgendwoher kam. Ich versuchte zu lesen, aber für Hungernde gibt es keine Lektüre.

Am dritten Tag war ich schon um halb sechs Uhr früh an Ort und Stelle. Das Wasser begann mir zu schmecken. Der Bergbrunnen ist ein wenig herber und spritziger. Ich lernte unterscheiden, doch der Hunger wurde immer stärker, und ich konnte nurmehr an Essen denken. Ich blieb vor dem Schaufenster eines Delikatessengeschäfts stehen und kostete alles der Reihe nach kreuz und quer durch. Um mir ein Beispiel zu nehmen, dachte ich an heldenhaft hungerleidende Nordpolfahrer. Allein der Vergleich hinkte. Die hatten ja nichts, während ich nur den Arm auszustrecken brauchte... Es zog mich fast in den Laden hinein.

Abends saß ich am Fenster und roch wollüstig den Speisegeruch, der mit jeder Luftbewegung aus der Küche des Hotels herüberkam.

Am vierten Tag erlebte ich zum ersten Male: Quelle! Welch ein Wort, welch ein Sinn! Ich trank sorgsam, jeden Tropfen liebkosend, die Nässe schmekkend, jedes Molekül erlebend, jedes Atom für sich.

Nachts träumte ich von Gänsen und Schweinen. Eine Fressorgie jagte die andere. Bei Tag fand ich kauende Kiefer scheußlich. Hingegen war es schön, im Kurpark zu sitzen, auf einer Bank neben einem Raucher, und zu schnuppern. Wirklich lebte ich nur, wenn ich trank. Die vorgeschriebene Wassermenge.

Der fünfte Tag fand mich sehr schwach, und ich konnte nicht mehr widerstehen. Ich ging in ein altes, verrauchtes Kaffeehaus und bestellte Mokka und Zigaretten. Die Sehnsucht von vier Abenden und fünf Nächten erfüllte sich. Schon das Anzünden der Zigarette bot einen nie zuvor verstandenen Genuß. Dann drang das Nikotin tief in die entwöhnten Lungen. Die Zunge übernahm behutsam den ersten Schluck Kaffee, ließ ihn zerfließen und hinuntergleiten: braunstes Braun, denn ich konnte damals auch Farben schmecken. Ich wurde immer leichter, und schwärmend in einer merkwürdigen Bewegtheit, atmete ich den Rauch aus. Da tanzte der Raum Walzer um mich, mein

Herz trommelte, immer stärker wie ein Motor, Magen- und Darmwände vibrierten, ein entsetzlicher Ekel stieg mir in die Kehle. Es wurde mir totenübel, ich begriff: Gift... Schmutz... Unnatur... Die Zigarette flog in einem großen Bogen.

Der sechste Tag meiner Neuschöpfung begann damit, daß ich Doktor E. den mißglückten Ausbruchversuch verheimlichte. Als er meinen Bauch unter den Händen hatte, sagte er:

„Ich schätze, in acht Tagen werden Sie so leer sein, daß ich Ihnen unter dem Nabel, hier, bis an das Rückgrat durchgreifen kann. Dann gibt es ein Glas Milch täglich.“

Am Brunnen war ich längst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Ich wurde wie ein Narr oder ein höheres Wesen behandelt.

„Ja, ich esse nichts, gar nichts“, mußte ich oft antworten.

Höheres Wesen! Meine Verdauung funktionierte stärker denn je. (Woher? so fragte ich mich selbst.)

Am achten Tag bekam ich Angst. Woher? Diese Produktivität des Nichts wurde immer unheimlicher.

„Sie brauchen sich nicht zu wundern“, erklärte Dr. E. mit Vergnügen. „Die Schlacken gehen ab. Das ist der Zweck, das ist der Sinn meiner Behandlung.“

Seit dem sechsten Tag ist der Hunger ganz fort. Am siebenten war er noch einmal in meinen Eingeweiden wie eine Hyäne aufgesprungen und herumgerast, aber nur minutenlang. Es ist für mich ein Vorgang gewesen, den ich fremd beobachtete.

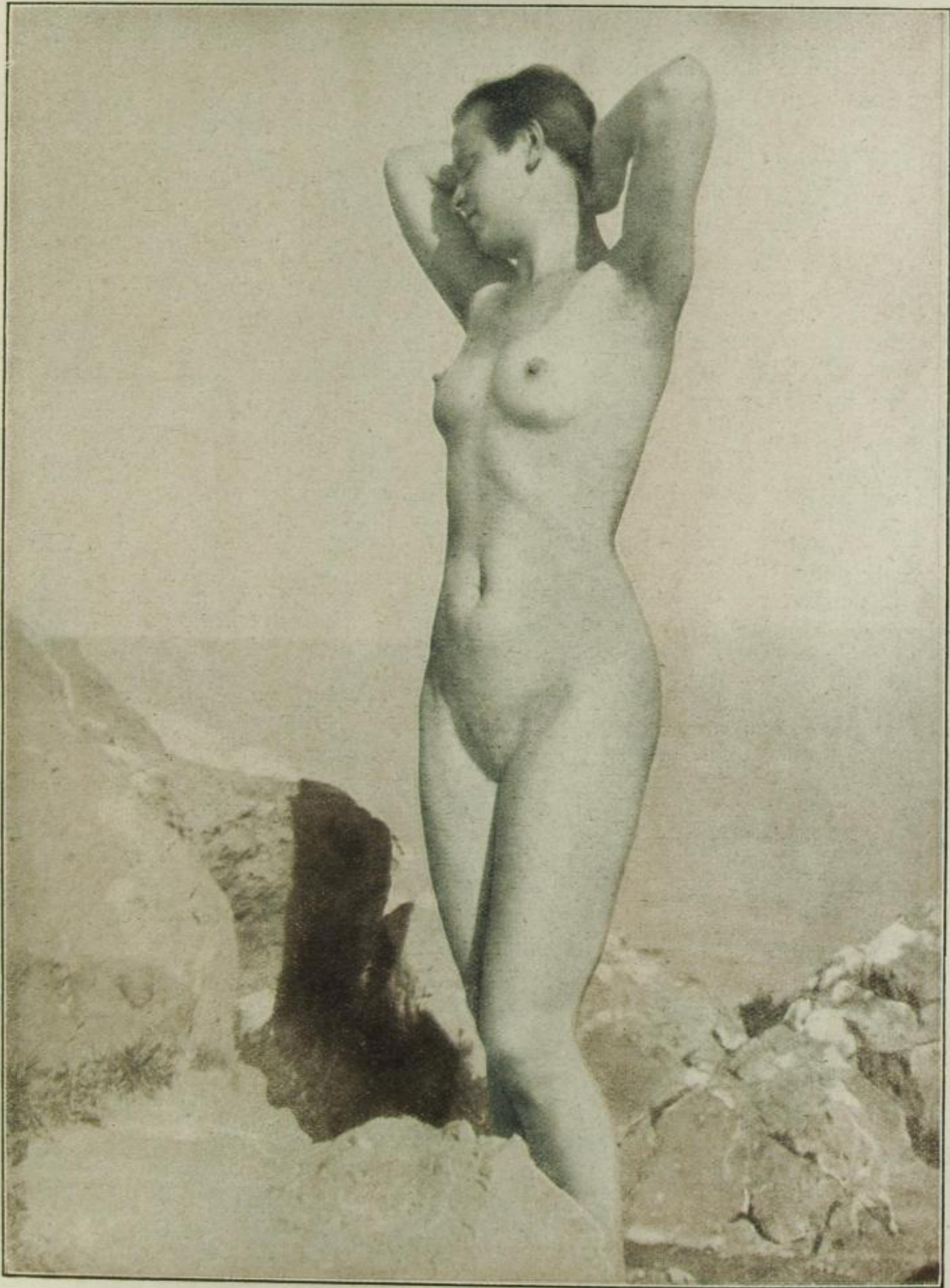
Am zwölften Tage fühlte ich mich zum ersten Male ganz wohl und glücklich. Ich war so ruhig und leicht und nahe den wahren Dingen. Ich blieb wieder vor dem Fenster des Delikatessengeschäfts stehen. Ich haßte es. Welch greuliches, blutiges, rohes, unappetitliches Zeug! Es war mir peinlich, daß ich das einmal essen konnte.

Wenn ich zu Beginn der Kur die Stun-



Phot. Aiget

Schaufenstergespenster aus dem Jahre 1910



Frische Morgenluft

Phot. Heimann

den und Tage zählte, so tat ich es um diese Zeit längst nicht mehr. Ich trank morgens und abends aus Brunnen und Quelle und fühlte mich der Natur verbunden. Sonst lag ich im Bett oder an der Sonne, dachte über mein Leben nach und teilte die Zukunft ein. Nicht nur körperlich, auch seelisch und geistig fühlte ich mich gereinigt.

Am fünfzehnten Tag erhielt ich das erste Glas Milch, trank es schluckweise und langsam. Es wurde mir heiß dabei. Ich konnte alle Tropfen in meinem Körper verfolgen, Magen und Därme stürzten sich auf sie, tausend nie gespürte, saugende Zellen in meinem Innern fraßen sie auf, restlos, jeden Nährstoff verwertend. Das fühlte ich ganz klar. Und welch ein Geschmack! Ich habe ja nie gewußt, wieviel Wiese, wieviel Sonne, wieviel Kuh ganz deutlich in einem Schluck Milch zu schmecken sind. Wie interessant Milch ist!

In der dritten Woche meiner Kur verging ein Tag wie der andere ruhig und schön. Das tägliche Glas Milch verlor nichts von seiner Herrlichkeit. Und wenn man nichts essen muß, hat man soviel Zeit für bessere Dinge. Die dumme Administration des Lebens vereinfachte sich auf ein Minimum, Genüsse entstanden und hatten Platz, von deren Reinheit und Freudigkeit sich der Fünf-mal-am-Tag-Fresser keine Vorstellung machen kann.

Allerdings war ich sehr schwach und

abgemagert. Wenn ich den Arm hängen ließ und die Finger spreizte, fiel mir der Ring auf den Boden. Aber alle meine Beschwerden waren fort. Kein Kopfweh, kein Sodbrennen, keine Magenkrämpfe, keine Depressionen mehr.

Am einundzwanzigsten Tag war meine Kur zu Ende. Ich hatte Angst vor dem „normalen“ Leben. Aber Doktor E. beruhigte mich:

„Ihr Körper ist jetzt neu wie eine Lokomotive nach der Generalreinigung. Sie können sofort losfahren, auch mit höchster Geschwindigkeit. Ihre Natur wird Ihnen selbst sagen, was und wieviel Sie essen sollen. Hoffentlich bewahrt Sie der Ekel, den Sie von der gastronomischen Ausartung der Zivilisation empfangen haben, wenigstens eine Zeitlang davor, ihr wieder zu verfallen.“

Ich ging dann zum Photographen, und als ich die beiden Bilder verglich, merkte ich wirklich, daß ich jünger geworden war. Alle Falten waren weg, die gelbe Gesichtsfarbe verschwunden, die Augen blickten klar.

Obwohl ich, nach Hause zurückgekehrt, gleich wieder zu arbeiten anfang, aß ich wenig und nur einfache Speisen. Ein gekochtes Stück Kalbfleisch, ein Ei, ein Apfel, ein Stück Brot, ein Glas Milch — welche Genüsse und welche Kraftspendung! Ich nahm schnell zu, aber ohne Fett anzusetzen, und meine Muskeln wurden elastisch wie in meinen Jünglingsjahren.

Diese Kur kostete:

Wohnung: 22 Tage Zimmermiete à M. 6,— . . .	M. 132,—
Verpflegung: 8 Glas Milch à M. 0,50	2,40
Luxusbedürfnisse: 1 Zigarette	06
1 Mokka	1,—
Arzt: 11 Konsultationen à M. 10,—	110,—
	<hr/>
	M. 245,46
Rückvergütung durch Krankenversicherung	
80 % des Aerztehonorars:	minus M. 88,—
	<hr/>
	M. 157,46



Der Angler
Zeichnung von Walter Trier

Es werden zu wenig Linge gekauft!

Ein Blick in Deutschlands Wirtschaftskasse

Von

Olewiß

Es ist mit den Völkern nicht anders als mit den einzelnen Menschen. Junge Staaten, die eben erst flügge geworden sind, glauben, daß sie ebenso wie die „Großen“ und die „Alten“ alles allein machen können. Es sieht ja so leicht aus, eine moderne Wirtschaft aufzuziehen: Maschinen sind käuflich, „gelernte“ Arbeiter, die etwas von der Sache verstehen, kann man, wenn man besonders hohe Löhne zahlt, auch ins Land locken. Aber in der Praxis ist dann alles ganz anders. Kapital, Arbeitskräfte und Maschinen reichen doch noch nicht aus, um einen Betrieb in Gang zu setzen und, was noch schwieriger ist, in Gang zu halten. Kenntnisse lassen sich nicht von einem auf den andern Tag erwerben, und praktische Erfahrungen erst recht

nicht. Es hilft auch nichts, daß man nun, nachdem man selbst Fabriken errichtet hat, gleich die Grenzen sperrt und von draußen nichts mehr hereinläßt. Die Folge davon ist nur, daß die Waren, die man selbst erzeugt, schlecht und unmäßig teuer sind, daß es Krisen gibt und das eigene Volk den Schaden davon hat.

So also geht es nicht. Und wenn man sich die Frage vorlegt, wovon man in Deutschland mehr haben sollte, so muß die Antwort sorgfältiger überlegt werden. Wir können und wollen nicht alles selbst produzieren. Es wäre ein Unfug, Kaffee oder Tee, der in unsern Zonen nicht gedeiht, in Glashäusern zu züchten, auch wenn es sehr schmerzlich sein mag, daß für diese Waren Hunderte von Millionen Mark jährlich ins Ausland gehen.



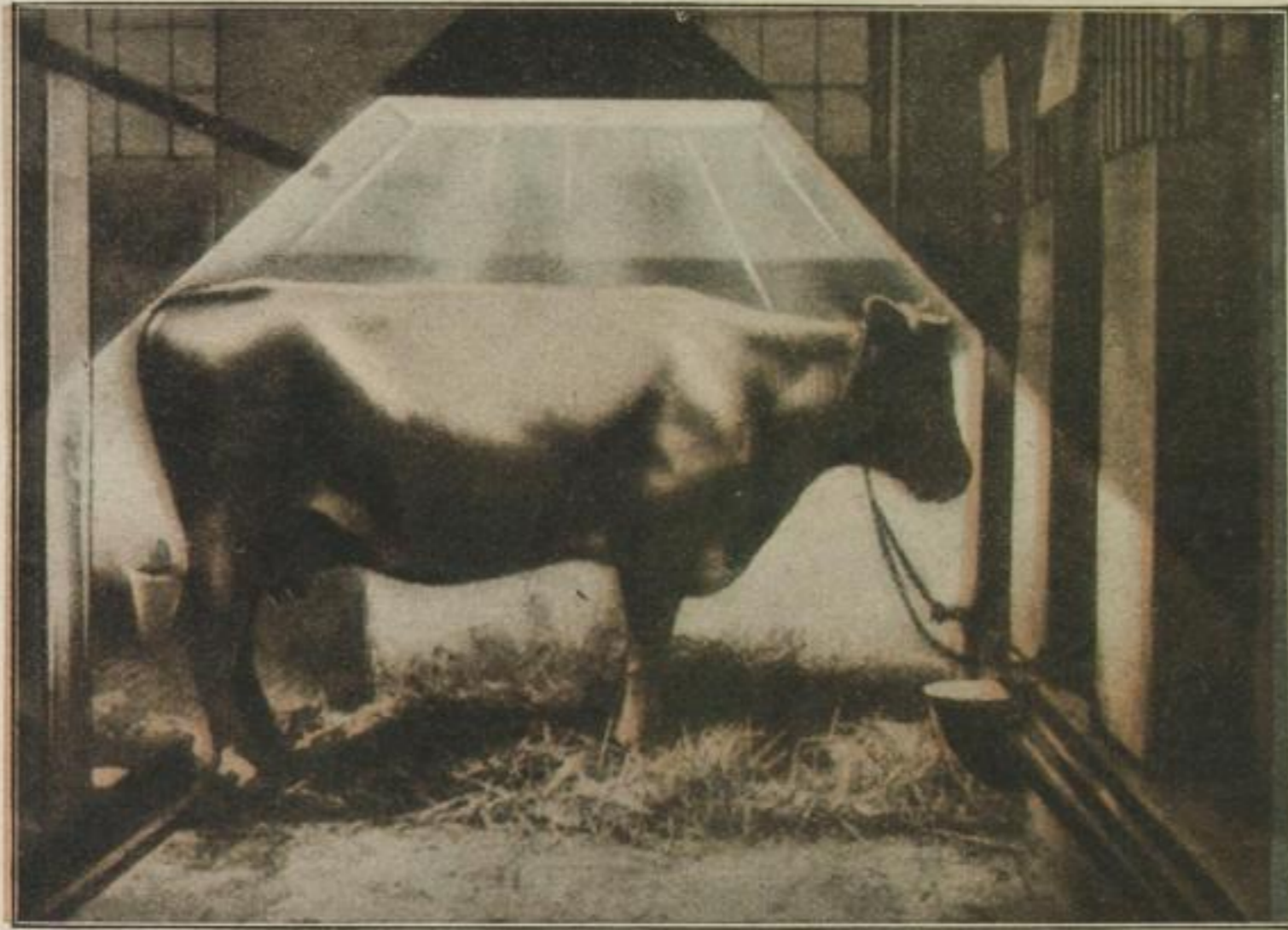
Was Deutschland an Nahrungsmitteln im Ausland kauft:
Für 300 Millionen Mark Eier, für 435 Millionen Mark Butter, für 103 Millionen Mark Käse

Eine Arbeitsteilung, eine vernünftige Arbeitsteilung muß sein, zwischen den Ländern und Völkern ebenso wie in einem einzelnen Wirtschaftsbetrieb. Dennoch gibt es vieles, was wir zum Leben benötigen und was wir selbst herstellen können, anstatt es vom Ausland zu beziehen.

Ein Blick in die deutsche Außenhandels-Statistik gibt darüber Auskunft. Da lesen wir: Für 89 Millionen Mark wurden im letzten Jahr Rinder nach Deutschland eingeführt. Die Einfuhr ist

fast fünfzigmal so teuer wie die so viel umstrittene Schweine-Einfuhr, über die man sich bei den Handelsverträgen mit andern Staaten immer wieder die Köpfe zerschlägt. Denn an Schweinen führen wir kaum für 8 Millionen Mark jährlich ein und exportieren für 6 Millionen. Die Differenz erscheint bei den Milliarden-Summen, um die es im Außenhandel geht, geringfügig. Aber die Rinder-Einfuhr kostet uns jährlich fast 90 Millionen Mark. Ist das notwendig?

Die Frage wird noch dringlicher, wenn



Phot. Wulff

Höhensonne im Kuhstall — ein Weg zur Erhöhung der Milchproduktion:
 Deutschland führt jährlich für 14 Millionen Mark Milch ein,
 abgesehen von Millionenwerten an Milchprodukten.

man sich die Lebensmittel-Einfuhr ansieht, die bei einem größeren Viehbestand überflüssig wäre. An Milch haben wir im letzten Jahr für 14 Millionen Mark vom Ausland bezogen. Aber was noch viel wichtiger ist: für die Einfuhr ausländischer Butter haben wir nicht weniger als 455 Millionen Mark ausgegeben. $1\frac{1}{4}$ Million Doppelzentner wurden eingeführt, in der Hauptsache aus Dänemark und Holland. Nur den tausendstel Teil davon konnten wir ausführen. Ein Nichts also. Aber es geht noch weiter. 105 Millionen Mark kostete die Einfuhr von Käse, 24 Millionen Mark die Einfuhr von Rindertalg, 254 Millionen Mark die Einfuhr von Rindshäuten und Kalbfellen. Ueber 900 Millionen kommen so zusammen, die jährlich die deutsche Wirtschaft im wahrsten Sinne des Wortes „zubuttern“ muß, weil nicht genügend Milch und Butter im Lande selbst erzeugt werden. Das bedeutet: daß jeder Deutsche 15 Mark, jede Familie 50 bis 60 Mark im Jahr für eine einzige Sorte von Einfuhrwaren ausgeben muß.

Nicht anders steht es mit dem Federvieh. Allein für die Einfuhr von Eiern werden fast 500 Millionen Mark im Jahr ausgegeben. Aber was vielleicht noch überraschender ist: Deutschland muß jährlich für 50 Millionen Mark Bettfedern einführen, und dazu noch für 2 Millionen Mark Federkiele. Muß? Es führt sie ein, weil in Deutschland die Federviehhaltung nicht ausreicht, weil diese Zweige der Wirtschaft zu wenig oder zu teuer produzieren.

Man könnte die Liste noch um vieles verlängern. Für eine halbe Milliarde Mark im Jahr wird Weizen eingeführt, für 580 Millionen Mark Gerste, für 154 Millionen Mark Gemüse, für 216 Millionen Mark Obst, für 550 Millionen Mark Wolle — immer schon nach Abzug der Ausfuhr. Gewiß, wenn man diese Einfuhr vollkommen oder auch nur zu einem Teil durch Produktion in Deutschland selbst ersetzen könnte, wäre nicht alles daran Gewinn und Ersparnis. Nicht nur, daß zusätzliche Arbeit notwendig wäre, sondern es wären noch Hilfsmittel



Getreide umpflanzen, eine
vom Reisbau übernommene
Methode:

Die junge Pflanze wird umgesetzt
und bringt das Vielfache des sonstigen
Ertrages.

Deutschland hat für 880 Millionen
Mark Getreide zu wenig.



✱

erforderlich, die wir selbst wieder uns aus dem Auslande beschaffen müssen. So wird schon jetzt für 550 Millionen Mark allein Gerste zur Viehfütterung eingeführt. Eins greift ins andere, und nur eine planmäßige Produktionssteigerung kann uns weiterbringen, bei der man nicht nur an das Endprodukt denkt, sondern auch an die Beschaffung der Produktionsmittel.

Aber die Ertragsmöglichkeiten, die sich bieten, sind so groß, daß man die Mittel nicht scheuen sollte; immer, wir wiederholen, unter Berücksichtigung der nun einmal naturgegebenen Voraussetzungen, unter denen in Deutschland namentlich die Landwirtschaft arbeiten muß. Wir wollen keine Treibhauswirtschaft, nur aus dem Bestreben heraus, alles selbst zu machen. Kein falscher Ehrgeiz, keine Prestigepolitik, gerade da, wo es um die materiellsten Dinge, um die Produktion von Lebensmitteln geht! Aber wir wollen, daß mit den modernsten Mitteln der Technik gearbeitet wird, daß man aus dem Lande selbst herausholt, was herauszuholen ist.

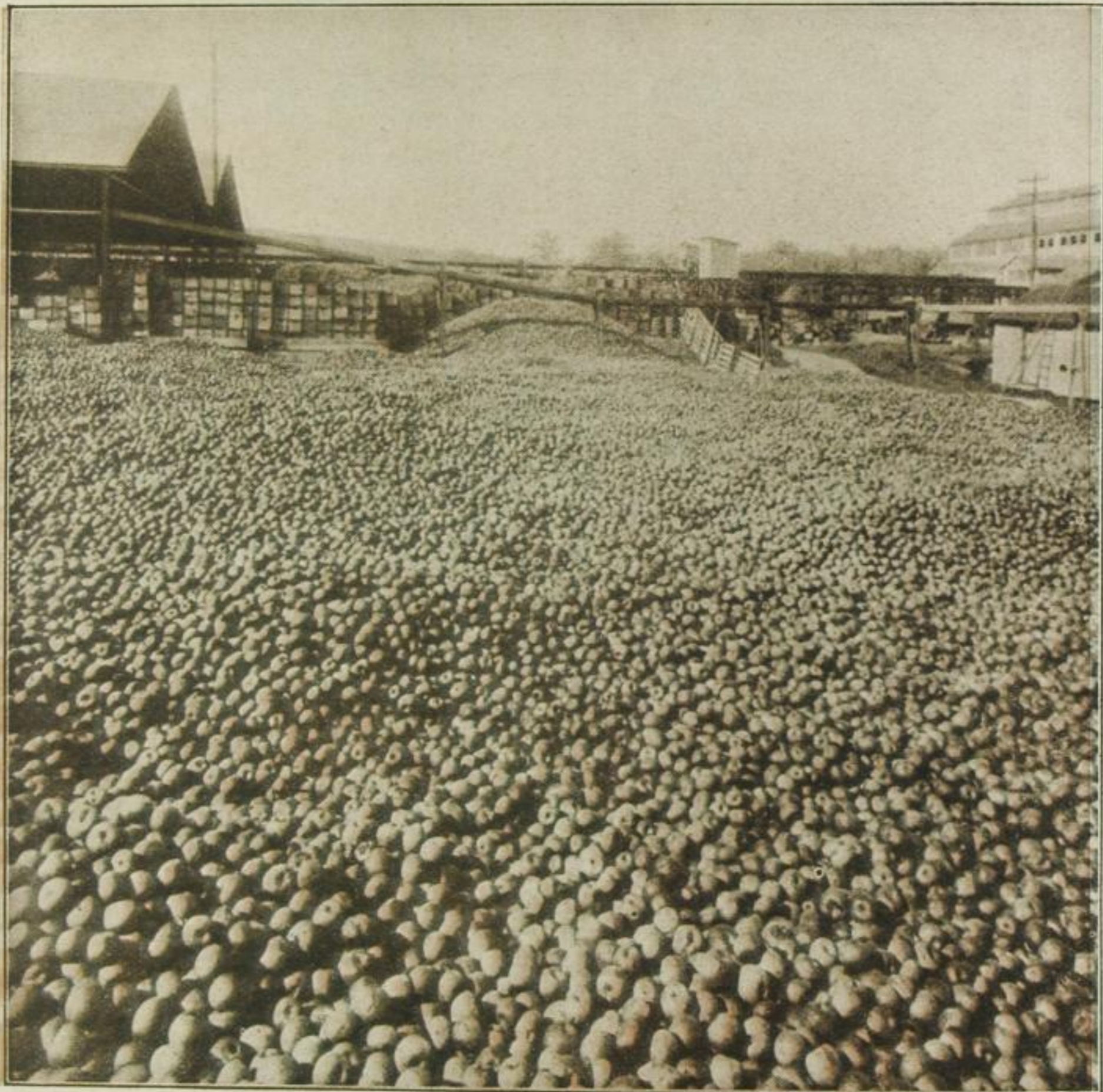
Wir wissen heute, daß die Elektrizität aufs Land gehört, nicht nur, um aus dem letzten Dorf die Kerze und die Petroleumlampe zu vertreiben, sondern auch zur Steigerung der Produktion. Noch ist manches im Versuchsstadium, und nicht überall hat sich die Anwendung von Elektrizität bewährt. Die Hoffnung, daß man durch unterirdische „Bodenströme“ den Pflanzenwuchs fördern kann, hat sich bisher nicht erfüllt. So weit sind wir also noch nicht, daß man unmittelbar durch elektrischen Strom auf die Pflanzen günstig einwirken kann. Aber mittelbar geht es schon, auf die verschiedenste Art und Weise. Wo es an wärmendem Dünger fehlt, hat man mit gutem Erfolg elektrische Heizanlagen geschaffen und Heizkabel durch Gartenbeete gelegt. Eine andere Verwendung der Elektrizität hat sich in Treibhäusern ergeben, wo man durch künstliches Licht bei der Blumen- und Salatzucht im Winter erfreuliche

Fortschritte erzielt hat. Ein weit größeres Anwendungsgebiet besteht in der künstlichen Bewässerung. Künstlicher Regen ist in manchen Gegenden die Voraussetzung für gutes Weideland, auf dem das Vieh den ganzen Sommer über gehalten werden kann. Die Erfolge von Kunstregen sind beträchtlich. Da, wo vor wenigen Jahren nur zwei bis drei Kühe auf einem Hektar Weideland gehalten werden konnten, finden jetzt fünf und sechs Rinder den ganzen Sommer über Futter.

Daß man durch bessere Stallwirtschaft die Milch- und damit auch die Butterproduktion in Deutschland wesentlich heben könnte, wird jetzt von allen Seiten zugegeben. In Holland liefert eine Kuh im Durchschnitt 5590 Liter Milch im Jahre. In Deutschland hält die Milchwirtschaft erst bei 2000 bis 2200 Liter. So groß kann die natürliche Differenz, die durch die bessere Bodenbeschaffenheit Hollands als Weideland gegeben ist, nicht sein. Denn auch in Holland ist es im Laufe der letzten 15 Jahre gelungen, den Milchertrag um 500 bis 400 Liter zu steigern. 500 bis 550 Liter mehr würden aber bereits ausreichen, um die gesamte deutsche Milch-, Butter- und Käse-Einfuhr überflüssig zu machen. Wenn diese Steigerung erreicht wird, die durchaus im Bereiche des Möglichen liegt, hätte die deutsche Wirtschaft also mit einem Schlage eine halbe Milliarde Mark erübrigt.

Andere ganz große Verbesserungsmöglichkeiten liegen noch auf dem Gebiet der Obst- und Gemüsezucht. Es wäre unsinnig, die Einfuhr ausländischen Obstes, die gegenwärtig fast eine Viertel Milliarde Mark jährlich kostet, durch Zwangsmaßnahmen oder durch übermäßig hohe Zölle zu verhindern. Es kann nicht der Zweck einer vernünftigen Wirtschaft sein, sich gegen ausländische Produkte abzuschließen, sondern das Ziel muß sein, sie durch bessere und billigere inländische Erzeugnisse zu ersetzen.

Deutschland ist heute in erster Linie das Land der verarbeitenden Industrie,



Phot. New York Times

Amerikanische Äpfel für Deutschland:

Deutschland hat über 25 schöne Apfelsorten, aber in den meisten Obstgeschäften erhalten Sie nur den kalifornischen Einheitsapfel.

Die Rohstoffe, die es einführt — im letzten Jahre waren es Werte von über 7 Milliarden Mark — gehen zum großen Teil wieder in veredelter Form aus dem Lande heraus.

Trotzdem wäre es von unschätzbare wirtschaftlicher Bedeutung, wenn es gelänge, zum mindesten den Teil der Rohstoffeinfuhr, der nicht dem Export dient, durch eigene Produktion zu ersetzen. Noch vor wenigen Jahren erschien es

ausgeschlossen, hier weiterzukommen. Aber hier hat die Notzeit der Blockade-wirtschaft während des Krieges und in der ersten Zeit nach dem Kriege Wunder gewirkt. Die Abschnürung vom Weltmarkt hat nicht nur Ersatz-Materialien erstehen lassen, für die in einer gesunden Wirtschaft kein Platz ist, und die wir heute glücklicherweise nicht mehr brauchen, sondern hat auch den Grundstein zu neuen Produktionen gelegt.

Karriere in der



Die Holzmarktstraße

Holzmarktstrasse

Eine wahre Geschichte
aus dem Glashaus

Von
**VICKI
BAUM**

Jung muß sie sein", sagt Stuhl, der Regisseur der Astrid Film A. G., und bläst ein bißchen Zigarettenrauch durch die Nase.

"Jawohl, ganz jung muß sie sein", sagt Driesen; er ist der Mann, der das Drehbuch verfaßt hat, und redet in Sachen drein, die ihn gar nichts angehen.

"Und kosten darf sie nicht", setzt Stuhl seinen nachdenklichen Monolog fort.

"Nicht viel, wenigstens nicht viel. Etwas wird man schon dranwenden müssen", sagt Driesen.

"Und können muß sie was", beschließt Stuhl und steht auf. Man hat bisher im Hof des Ateliers auf einer Treppenstufe gesessen, um einen Atemzug Luft und Nikotin zu holen und die Augen mit den ewig entzündeten Lidrändern für fünf Minuten auszuruhen. Driesen, seine Zigarette aufrauchend bis auf das letzte kleine Restchen Goldmundstück, klappt hinterher: "Können muß sie! Und ob sie können muß! Sonst schneißt sie uns den ganzen Schluß um."

Marmarosz, der Hilfsregisseur, der dabeistand, den Zeigefinger zwischen die zerfledderten Seiten des Regiebuches geklemmt, sagte jetzt auch etwas: "Wenn sie nicht kosten, können sie auch nicht. Und wenn sie können, kosten sie, und außerdem sind es dann immer alte Ziegen." Er schluckt die letzte Ecke seines Leberwurstbrottes in seinen entzündeten Hals hinein, der immer brannte vom Staub, von der Hitze, von dem Gebrüll bei den Aufnahmen. Stuhl warf nur einen vielsagenden Blick zu dem alten Menschen hinüber, zog seinen Gürtel zurecht und brummte: "Los."



in Berlin

Phot. Linschlagel

Laß es weitergehen. Dann wirds eben doch wieder bei der Delara bleiben. Hat der Film zwomalhunderttausend gekostet, wird man noch zwotausend reinbuttern.“

„Die Delara! Aber unmöglich!“ schrie Driesen, er schrie wahrhaftig, aber niemand bemerkte es, so gewohnt war man solche Töne. „Diese Nutte! Als fünfzehnjährige Unschuld! Man muß die Unschuld sehen können, verstehst du, Stuht, man muß sie schmecken, man muß sie riechen, es muß ein Aroma von Unberührtheit und Jugend in der Szene unter dem Apfelbaum liegen —“

Stuht zog nur seine rechte Augenbraue hoch, hatte Lust auszuspucken, tat es aber nicht, sondern ging einfach davon, die Treppen zum Atelier hinauf.

„Die Delara ist dreißig!“ rief Marmarosz hinter ihm her. „Vierzig!“ sagte Driesen.

Stuht blieb stehen. „Fünfundsiebzig“, antwortete er. „Und spielen wird sie bis hundert. Für Szenen unter Apfelbäumen haben wir keine andre, die so blond ist und so — weißt du überhaupt, was dein Apfelbaum mich tut? Er kotzt mich an, dein Apfelbaum mitsamt der Unschuld. Los. Es geht weiter!“

Marmarosz setzte sich in Bewegung, während er sich die Hände am Taschentuch abwischte. Aber Stuht oben auf der Treppe blieb stehen und sah plötzlich müde und abgewelkt aus.

„Man hat's ja satt“, sagte er. „Man möchte gar nicht mehr. Man möchte mal etwas Neues sehen, etwas Frisches, Einfaches, einen Menschen möchte man sehen. Du bist ja so ein Entdecker, Marmarosz, nun finde doch mal so was, mit dem Aroma der Jugend und Unberührtheit — finde doch — finde doch —“ und damit stieß er die Eisentüre auf und verschwand.

Marmarosz blieb übrig, sah die schwere Türe langsam zugehen und spürte beinahe, wie Stuhts letzte Worte mit Widerhaken in ihm sitzen blieben.

*

Marmarosz sitzt im Halbdunkel auf einem Treppenpodest, während auf der andern Seite eine Kaffeehausszene auf-

genommen wird, er hat das zerfledderte Buch in der blauen Kladde aufgeschlagen vor sich auf den Knien und denkt so fakirhaft konzentriert nach, daß er fast idiotisch aussieht. Er ist ein alter Mann und ein weiser Mann, dieser Marmarosz mit seinem grauen Komödiantenkopf und den falschen Zähnen. Er kennt den Filmrummel von Anbeginn, er war immer dabei, er hat Rollen gespielt — mittelmäßig — und Regien gemacht — sehr schlecht — hat Geld verdient und Geld verloren — er hat Stars entdeckt, ja, das ist wahr, er hat eine Nase für Talente, die in der Branche bekannt ist — und hat Stars zugrund gehen sehen. Er sitzt hier im Halbdunkel und gräbt in seinem Gedächtnis nach einem Gesicht, das er irgendeinmal, irgendwo gesehen hat.

Jenseits der kachierten Kaffeehauswände, an deren Holzversteifungen er sich lehnt, spielt die Jazzband, man hört Stuht mit seinem Megaphon. Etwas weiter unten im Atelier, wo die „Agu“ einen Heilsarmeefilm dreht, gibt es Harmoniumtöne, irgendwo spielt auch ein Grammophon, um einen Star für eine Liebesszene in Stimmung zu halten. Marmarosz sitzt da, als ob er blind und taub wäre, aber er ist ganz wach, ein wenig traurig über Stuhts Kummer, und brennend begierig, „was zu finden“.

„Ich habe Maja Gay aus dem Gemüsekeller geholt“, denkt er, „ich war der einzige, der auf Baby Mounge gesetzt hat, damals, vor zwanzig Jahren, ich habe die Delara engagiert, wie sie noch dastand wie ein neugeborenes Kalb mit ihren Staksbeinen — ja, nun find mal was, find mal was, find mal was —“

Er nahm das Buch vor seine Brille, überlas noch einmal die Szene mit dem Apfelbaum, bei der es sich darum handelte, daß der Mörder und Held des Films durch den Anblick eines Mädchens, eines halben Kindes, eines Engels mit einer Gießkanne in der Hand, geläutert und zur Umkehr bewogen wird. Er seufzte. Mit einemmal, als die Erinnerung, der er nachgesucht hatte, sich einfand, wurde er völlig starr, saß noch

fünf Minuten so da, die Runzellippen über das Gebiß gepreßt — und dann hatte er es.

„Hör mal, Muhlmann,“ sagte er zehn Minuten später zu der Garderobiere, die in der Statistinnengarderobe saß und Heilsarmee-Schuten an die Ständer hing, „hör mal, Muhlmann: ist Putti da?“

„Putti? Putti?“ fragte Frau Muhlmann: „Putti eins oder Putti zwei?“

„Die Kleine, verstehst du, die Magere, die mal bei uns in ‚Straße des Lebens‘ mitgemacht hat. Bißchen rote Haare —“

„Na, Sie haben ein Gedächtnis, Herr Marmarosch,“ sagte Muhlmann. „Das ist Putti zwei. Die wird wohl jetzt in die Kantine sein —“

„Servus. Danke, Muhlmann,“ sagte Marmarosch und stiefelte eilfertig weiter, die Wendeltreppe hinunter und in die Kantine, wo die Heilsarmeemädchen der „Agu“ mit grün und lila geschminkten Gesichtern herumsaßen.

„Servus, Putti“, sagte er. „Hör mal, du hast doch noch eine kleine Schwester, nicht? Du hast sie doch mal auf der Börse mitgehabt — na, siehst du, das weiß ich doch noch ganz genau. Hat die denn jetzt was?“

„Nee, die hat so weit nischt“, sagte Putti und stand höflich auf. „Im Januar hat sie ja mal fünf Tage was gehabt, bei Swanson-Film —“

„Aha. Na, da laß sie mal herkommen, aber fix. In einer halben Stunde möchte ich sie hier haben. Telephonier ihr mal —“

„Das geht ja gar nicht“, erwiderte Putti zwei, töricht vor Schreck und Staunen.

„Natürlich geht es. Also mach, los!“

„Was soll sie denn?“ fragte Putti noch.

„Wirst du schon sehen. Erst mal muß ich mir sie anschauen. Also in einer halben Stunde. Ich bin im Büro —“ sagte Marmarosch. „Servus, Kinder“, sagte er zu dem Tisch voll Statistinnen und schob ab. Putti zwei blieb zurück in einem Meer von Vermutungen, Aengsten, Fragen und Hoffnungen. Das dauerte fünf Minuten und dann war sie

sich klar geworden und ging telephonieren.

Nicht etwa, als ob dieses Telephonieren eine einfache Sache gewesen wäre. Zunächst mal kostete es zwanzig Pfennige, und Putti entschloß sich sogleich, auf die zweite Boulette zu verzichten, die sie noch hatte essen wollen, und dafür ihrer Schwester Elli diese Chance zukommen zu lassen. Dann aber hatten Kleineckes in der Holzmarktstraße draußen keineswegs ein Telephon. Aber der Schlächter gegenüber, der hatte eins. Putti zwei forschte mit ihren kalten grauen Augen im Telephonbuch, fand den Schlächter, flehte die Schlächtersfrau an, nach Elli hinüberzuschicken, wartete am Telephon in der Zelle, die im Takt der Jazzpauke nebenan vibrierte, sie tanzte vor Ungeduld, bis Elli über die Straße gekommen und mit einem atemlosen „Halloh“ an dem Schlächtertelephon gelandet war.

„Halloh, Elli, sollst sofort herkommen ins Atelier“, sagte sie gleichfalls gepreßt vor Aufregung. „Dalli. Sofort.“

„Was 'n los? Wo brennts?“ fragte Elli draußen in der Straße, ganz gemütlich und fern vom nervösen Tempo der Astrid-Filmaufnahmen.

„Marmarosch will dich ansehen. Sache.“

„Wer ist Marmarosch?“ fragte Elli.

„Herrgott, geh doch schon los. Wenn du Jannowitzbrücke einsteigst, kannst du — nee, hör mal: nimm lieber 'ne Taxe, und fahr los —“

„Wieso denn Taxe? Wer bezahlt denn?“ fragte Elli.

„Mutter soll's auslegen. Herrgott, seid doch nicht so. Wennse dich hier brauchen, dann bezahlen se's doch auch — sollst schon unterwegs sein.“

„Ja“, sagte Elli und schien nun doch in Bewegung zu kommen.

„Du, noch was: Zieh' meinen Mantel an, mit'm Fuchs, und die rosa Strümpfe, die ich erst einmal angehabt habe, in die Kommode liegen se —“ rief Putti noch ins Telephon.

Aber Elli hatte schon angehängt, stritt

sich schon in der Kunststopferei Kleinecke mit der Mutter um das Geld für die Taxe und reiste fünf Minuten später ohne Fuchs und Seidenstrümpfe der Sache mit Herrn Marmarosz entgegen.

*

Elli Kleinecke war unlängst sechzehn Jahre alt. Sie ist ein schwächtiges Mädchlein mit sehr hellem Haar und der zarten Haut, die Proletarierkinder aus Mangel an Sonne häufig haben. Sie hat die gleichen kaltgrauen Augen wie ihre rothaarige Schwester, nur daß sich bei ihr eine große, nervöse schwarze Pupille öffnet und zusammenzieht, so daß es zuweilen wie eine Tiefe in ihrem Blick ausschaut. Sie kommt in der Taxe angerumpelt, hat feuchte Hände, teils aus Aufregung, teils noch von dem Streit mit der Mutter um das Geld für die Taxe. Sie trägt über ihrem alten Voilekleid, in dem sie losgeschoben ist, einen Mantel aus dem Serienverkauf — 22 Mark 90 — und vom vorigen Jahr. Daran steckt eine schlappe, verbrauchte Ansteckblume, die Putti mal schon wegschmeißen wollte, bevor sie sie Elli zum Geschenk machte.

Aussehen tuste —!“ sagt Putti nur, während Elli mit Flackerfingern den Schofför bezahlt (er kostet 3 Mark 25, ein wahres Vermögen) und dann zieht sie Elli gleich hinein, durch den Hof und in den dunklen Gang links, über die Kokosläufer an vielen Türen vorbei, bis zu dem winzigen Büro, in dem Herr Marmarosz residiert.

„Aha“, sagt Marmarosz nur, und dann blickt er Elli ganz starr an, vielleicht drei Minuten lang. Elli kann das nicht vertragen und schaut auf ihre Füße hinunter. Sie hat hübsche Beine, das weiß sie, aber die Füße sind ein bißchen zu groß, weil sie noch wächst, und das weiß sie auch. Sie hat die Knie ein wenig einwärts gedreht und sie knickt ein wenig in der linken, überaus zarten und zierlichen Hüfte ein — was eine Linie gibt, die keine Delara nachmachen könnte.

„Aha. Naja“, sagt Marmarosz schließ-

lich. „Das ist sie also. Wie heißt sie? Elli?“ Er richtet seine Worte ausschließlich an Putti zwo, und Elli steht daneben, ihr ist zum Weinen und sie denkt nur immer: 10 Mark im Tag, 10 Mark vielleicht —

„Können Sie se denn brauchen, Herr Marmarosz?“ fragt Putti.

„Na — mal sehen“, sagt Marmarosz.

„Gefällt sie Ihnen denn?“ fragte darauf Putti, etwas persönlicher werdend. Elli hebt ihre Lider, sie hat goldfarbene Wimpern, und schaut erwartungsvoll den alten Regisseur an.

Er schmeckt diesen Blick ab, taxiert seinen Wert als Kenner und äußert schließlich: „Tja — sie ist ja ganz niedlich.“ Er nimmt das Telephon und verlangt mit einem tiefen Aufseufzen Herrn Stuh — aber Stuh ist bei der Aufnahme und nicht zu erreichen; er verlangt Driesen und einen gewissen Mecklenburg, Dramaturgen beim Astrid-Film. Die Ansteckblume auf Ellis Mantel vibriert ganz fein von dem unterdrückten Zittern, das in ihr umgeht, sie kann nichts dagegen tun. Sie beißt die Lippen zusammen, macht Fäuste, davon wird es noch ärger. Marmarosz, mit feinsten Fühlern begabt, schluckt auch diese kleinen Nuancen auf. „Willst du rauchen?“ fragt er. Elli schüttelt nur den Kopf, die Stimme ist ihr in den Hals gerutscht. „Zieh mal den Mantel aus. Mach mal den Hut ab“, sagte er, und Elli enthüllte ihr altes Voilekleid und ihren schmalen blutarmen Kleinmädchenhals, und dann steht sie nur da und wagt nicht, die zwei Herren anzusehen, die hereingekommen sind und sie durch Brillen beäugen wie einen ausgestellten Gegenstand.

„Da hast du das Aroma“, sagt Marmarosz schließlich, und ein Triumph schwingt in seiner Stimme. Er hat viele entdeckt, und er wird noch viele entdecken. „Nicht schlecht“, sagt Driesen. „Mal was andres“, murmelt Mecklenburg. Elli wechselt von der linken auf die rechte Hüfte hinüber, mit den

weichen, überdehnt mageren Bewegungen einer jungen Katze. Die drei Herren nehmen das zur Kenntnis. Marmarosz wird plötzlich warm, glücklich, zugetan diesem sechzehnjährigen Gör, das ihm die Karriere verdanken wird, später, wenn es ein Star ist —

„Kann sie denn gehen?“ fragt Mecklenburg skeptisch wie vor einer Gliederpuppe. Marmarosz legt seine gelbgerauchten Finger auf Ellis Schulter und sagt sanft: „Geh mal, mein Herzchen, bewege dich etwas. Brauchst keine Angst haben, man meint es gut mit dir.“ Und Elli, gehorsam und beflissen, setzt sich in Gang. Sie weiß, daß es sich um Entscheidendes handelt, und sie versucht zu gehen, wie sie es im Kino gesehen hat, von der Delara, von Maja Gay und Baby Moug — aber sie geht nur wie ein kleines Mädchen aus der Holzmarktstraße, mit etwas vorgeknickten Knien, den Blick von unten hinaufgezogen und leise beschämt wegen ihrer abgetragenen Schuhe an den etwas zu großen Konfirmandinnenfüßen . . .

Putti, keß und routiniert, wie sie mit ihren Achtzehn ist, bemerkt es gleich und sagt zu Driesen: „Sie müssen denken, Herr Driesen: sie ist gar nicht hergerichtet. Nicht mal 'n bißchen Puder. Sie sollten sie mal sehen, wenn sie angezogen ist —“

Mecklenburg hinter dem Schreibtisch murmelt: diskret: „Sweet! Lovely!“ Aber so viel Englisch wie Herr Mecklenburg versteht Putti zwo auch und hakt gleich ein. „Nicht wahr, Herr Mecklenburg? Und für was brauchen Sie se denn, Herr Marmarosz?“ Marmarosz war schon wieder am Telephon und verlangte schon wieder Herrn Stuht. Während er auf Antwort wartet, wird sein altes Gesicht ganz kindlich vor erneuter Spannung, und er sagt lächelnd und träumerisch: „Bin nur neugierig, was Stuht dazu sagen wird. Find' mal, sagt Herr Stuht, find' mal! Hat nicht gedacht, daß der alte Marmarosz hingehet und wirklich findet. Hallo, Stuht, bist du da? Kannst du dir etwas ansehen? Wie? Ja, eine Ueberraschung, jawohl.

Sehr richtig, unschuldige Apfelblüte mit Aroma, hast du erraten. Keine Zeit heute? Ich dachte, man könnte eine Probeaufnahme machen, wenn sie dir gefällt. Schön, ich bringe sie also nachher runter — in zehn Minuten. Also, Servus.“

Putti hatte das ungeheure, das entscheidende Wort „Probeaufnahme“ aufgeschnappt und warf Elli einen Blick zu. Auch Elli hatte kapiert. Probeaufnahme, das bedeutete nicht Statisterie, das bedeutete Anfang, Rolle, Aufstieg, Karriere, ach, es bedeutete den Beginn von allen, allen Träumen, die Putti und Elli, alle Puttis und Ellis der Welt zu träumen pflegen . . .

„Die Nase ist so — die ist zu puppig“, fand Driesen indessen. „Nun mecker' bloß nicht“, erwiderte Marmarosz.

Mecklenburg erkundigte sich: „Wird sie denn spielen können?“

„Hast du schon eine gesehen, die im Anfang spielen kann?“ fragte Marmarosz beleidigt. „Uebrigens hat sie Augen.“

„Ja, Augen hat sie —“ gab schließlich Driesen zu, und dann standen alle drei wieder da und starrten Elli an, Elli, die zu schwitzen begonnen hatte, mit einer feinen, perlmutternen Feuchte auf dem Nasensattel, wie ein schlafender Säugling, Elli, die ihre Zitterfinger ineinander verschlang und sich bemühte, zu blicken wie Greta Garbo.

„Hör' mal, Herzchen,“ sagte Marmarosz schließlich mit suggestivem Ton, „du sollst nachher Herrn Stuht vorgestellt werden, da mußt du dich zeigen. Nun versuch doch mal bißchen Ausdruck, verstehst du, so'n bißchen Schmalz, nicht? Kannst du dir vorstellen, daß du, na, sagen wir zum Beispiel, daß du unter einem blühenden Apfelbaum stehst? Na, versuchs mal.“ Er sprang drei Schritte zurück, kniff ein Auge ein, um Distanz und Blick zu gewinnen, und Elli versuchte es mal. Sie gab sich viele Mühe. Die blühenden Apfelbäume in ihrem Leben waren zu zählen. Einmal war sie bei der Obstblüte in Werder ge-

wesen, aber da hatte es Krach gegeben, weil Vater (damals lebte Vater noch) betrunken war. Und einer stand im Laubengarten bei Tante Karoline, aber der war klein, ging ihr nur bis an die Brust — sie sah unwillkürlich auf ihre Brust hinunter und seufzte. Die drei Herren schauten auch hin, auf das zarte, flache Heben und Senken.

„Na — es wird schon werden —“ sagte schließlich Herr Marmarosz, nicht ganz zufrieden mit den Ausdruckswerten, die aus Elli Kleinecke hervorzulocken waren.

Für halb zwei Uhr hatte Stuh den Hilfsregisseur mit seinem Schützling hinunterbestellt zur Besichtigung. Aber erst um vier Uhr zwanzig kam es dazu. In der Zwischenzeit tat Elli, was alle Filmmenschen tun: sie wartete. Sie wurde von Herrn Marmarosz in einen Atelierwinkel gesetzt, mitten in eine dröhnende, schreiende, fiebernde Wartehölle. Putti hatte sie verlassen, denn die mußte hinüber zu den Heilsarmee-szenen der „Agu“. „Mach deinen Zimt gut, es geht ums Ganze —“ hatte sie gesagt, hatte der erstaunten und solcher Dinge ungewohnten Elli einen lila Kuß auf die Wange gedrückt und war abgeschoben. Elli sitzt da und wartet, hört Kommando, Musik, Streit, Geträller und wartet, sieht Gerüste, zischend grünweiße Lichtkegel, Beine von Arbeitern, Bretter, Fetzen, und wartet. Erst hat sie Herzklopfen, dann wird ihr ein wenig schlecht, später verdurstet sie beinahe, hat aber nicht den Mut, in die Kantine zu gehen. Und übrigens auch kein Geld für Extravaganzen und Limonade. Schließlich, mitten in Gehämmer und Megaphongebrüll, schläft sie beinahe ein, während sie sich ausrechnet, was sie tun würde, wenn sie dreihundert Mark auf einem Fleck verdienen könnte —

„Das ist die Kleine“, sagte um vier Uhr zwanzig der Hilfsregisseur Marmarosz zu dem Regisseur Stuh.

„Die ist gut!“ sagt Stuh. „Pennt da einfach. Hallo!“

Elli schlug ihre goldbefranzten Lider

auf und erblickte ein Paar langer, langer Hosen aus Segeltuch, darüber einen Sweater, darüber Herrn Stuhts Gesicht, grün und lila im Bereich der Quecksilberlampen.

„Na?“ fragte Marmarosz nur, Glückseligkeit und Triumph zitterte in seiner Stimme. Stuh ging in einem kleinen Halbkreis um Elli herum. „Na, ja —“ sagte er schließlich. Elli kauerte noch verschlafen in ihrem Winkel. Etwas verspätet begriff sie, daß es ums Ganze ging, stand schnell auf, feuchtete schnell ihre blaßrosa Lippen an, wie sie es von Putti gelernt hatte.

„Schau mich mal an. Nein, nicht daneben. Mich!“ verlangte Stuh streng und stellte sich mitten in das Jupiterlicht. Elli begann zu blinzeln unter all dem weißblonden Haar, das ihr über die Stirn fiel.

„Sieht gut aus im Licht“, sagte Driesen im Hintergrund. Stuh pfiß. „Der Typus ist nicht schlecht. Aber zu stumpf —“ sagte er über die Schulter zu Marmarosz. „Laß nur. Aus der ist rauszuholen“, erwiderte der. „Alter Schwärmer“, sagte Stuh freundlich. Marmarosz trat ein paar Schritte in den Schatten zurück, visierte über seine Hände weg, mit dem Griff und Blick des Routiniers, zu der Kleinen hin. „Robin! Komm, bitte, mal her!“ rief er in eine Zuchthauszelle hinein, an der eben noch gebaut wurde.

Elli wußte nicht viel. Aber wer Robin war, das wußte sie. Sie kannte ihn so genau, wie man Menschen kennt, die man hundertmal gesehen hat. Sie — und mit ihr alle kleinen Mädchen der Welt — wußte, wie Robin Treppen herabkam, wie er grüßte, ging, schritt, lief, wie er ins Auto einstieg, Handschuhe anzog, wie er lässig (jawohl, lässig!) seinen Frackmantel abwarf, wie er tanzte, verführte, lächelte, küßte, ja, gerade dies hatte der Sechzehnjährigen besonderen Eindruck gemacht: daß er dabei die Augen schloß und so finster aussah, als litte er — und rechnete man alles zusammen, dann war Elli Klei-

necke wahrscheinlich ein wenig verliebt in diese verführerische Projektion eines photographierten Menschen auf einem Stückchen Leinwand . . .

Als es sich nun begab, daß dieser Robin wahrhaftig und als ein Mensch von Fleisch und Blut, wenn auch in die gespenstischen Filmfarben geschminkt und als Mörder, also fahl und schlecht gekleidet, aus der halbfertigen Zuchthauszelle hervortrat; als er so aus dem Schatten heraus sich Elli näherte, erwachte sie noch einmal. Diesesmal tiefer als je zuvor im Leben und mit einem ziehend-süßen Schrecken in der Herzgrube. Und über die linke, zarte Hüfte geknickt, schaute sie Herrn Robin entgegen . . .

„Na?“ fragte Marmarosz noch einmal, und sein Entdeckertriumph schien unaufhaltsam. Stuh, der sich diese halbe Minute lang an der Erscheinung der Kleinen festgebissen hatte, an diesem ganz Kindlichen, ganz Armseligen, Ungeschminkten und Unerwachten, ließ jetzt die Augen von ihr.

„Ja?“ sagte er, halb fragend. „Ja. Vielleicht. Ja. Es ist möglich — du kannst morgen eine Probeaufnahme von ihr machen lassen, Marmarosz.“

Es ist vier Uhr fünfundzwanzig geworden. Ellis Jagd beginnt.

*

Weiß man eigentlich, was eine Probeaufnahme bedeutet? Ist man sich klar, welche ungeheure, einmalige und entscheidende Chance dieser Elli Kleinecke aus der Holzmarktstraße hier geboten wird? Es gibt keine Filmkarriere, auch nicht die allergrößte und sensationellste, die nicht so angefangen hätte: mit einer Probeaufnahme, mit dem geblendeten ersten Augenaufschlag vor den Jupiterlampen, mit den ersten, unbeholfenen Bewegungen vor der Kurbel. Wenn die Probeaufnahme gut wird, dann hat Elli morgen eine kleine Rolle, in zwei Monaten eine große, in drei Jahren ist sie ein Star.

In der Statistinnen-Garderobe jedenfalls weiß man Bescheid, was eine Probe-

aufnahme bedeutet. Frau Muhlmann weiß Bescheid; Putti weiß Bescheid. Auch Elli, so verschlafen sie im allgemeinen ist, weiß Bescheid und bleibt hellwach und brennend bei der Sache, seit dem Moment, da der Anblick des lebenden Herrn Robin sie aufgeweckt hat.

Folgendes aber wird beraten, beschlossen und muß nun ausgeführt werden: Bis zwölf Uhr mittags, der Stunde der Probeaufnahme, muß Elli in einen würdigen Zustand versetzt werden: „Aufgemacht“ sagt Frau Muhlmann. „Hergerichtet“ sagt Putti. „Angezogen“ sagt Elli. Notwendig hierfür werden befunden: erstens gute Seidenstrümpfe, denn die Beine sind das wichtigste. Schön, da wären die rosafarbenen von Putti vorhanden, die sie erst einmal angehabt hat, und die in der Holzmarktstraße in der Kommode liegen. Ferner eine tadellose Kombination aus rosa Kunstseide, falls eine Aufnahme im Negligee verlangt wird. Muß gekauft werden; Putti weiß in der Friedrichstraße einen Mann, der in einem Hausflur mit verschobenen Wäschewaren handelt und eine kunstseidene Kombination für 8 Mark 50 abgibt; sie selber hat zwar noch nie dort gekauft, aber Rolly Belkow hat's erzählt. Ferner ein Abendkleid, ein richtiges Abendkleid, ausgeschnitten und wenn möglich mit Pailletten, denn Pailletten heben, sagt Muhlmann. Daß man ein solches Kleid nicht kaufen kann, ist klar, aber Muhlmann hat von einer Frau gehört, Seestraße oder so ähnlich, kann auch Seemann heißen und wo anders wohnen, kurz, sie hat die Adresse vergessen, wird sie aber schon wieder finden. Diese Frau verborgt abgelegte Herrschaftskleider für Stunden, Abende und Tage. Die Kleider sind erstklassig, denn die Frau, jawohl Seekatz heißt sie — jetzt kommt Frau Muhlmann auf den Namen —, war früher Kammerjungfer bei einer Gräfin, und daher hat sie die feinen Beziehungen und die großartigen Toiletten — unter zehn Mark wird sie's aber nicht machen, meint Muhlmann. Ferner, und

darauf besteht Putti, muß ein Abendmantel aus Brokat und mit einem Pelzkragen hergeschafft werden. Weder Putti noch Elli, noch sonst jemand in der erregten Statistinnen-Garderobe kann sich einen Star ohne Brokatmantel mit Pelz vorstellen, und alles Glück der Probeaufnahme, alle Zukunft scheint den Mädchen von diesem Mantel abzuhängen. Zehn wichtige Minuten vergehen in bedrücktem Nachdenken, bis Rolly Belkow, dieses gute Schaf, aufschreit und etwas gefunden hat. Rolly nämlich kennt eine gewisse Mieke, die auch manchmal beim Astridfilm beschäftigt wird und auf jeden Fall in der Filmbörse zu treffen sein könnte. Diese Mieke hat eine Schwester, die Schwester ist Mannequin, großartig angezogen, und hat einen Freund, der sie oft abends ausführt. Es ist zu wetten, daß Miezess Schwester einen Abendmantel mit Pelz besitzt, und möglicherweise sogar bereit ist, ihn zwischen zwölf und zwei Uhr mittags herzubringen. Kostet überhaupt nicht — vorausgesetzt, daß man Mieke findet, und daß sie's tut.

Bleibt noch die Sache mit den Schuhen. Schuhe muß Elli haben. Schuhe muß man kaufen. Putti hat zwar welche, aber die sind zu groß für Elli, und da Elli sehr dünne Beine hat, muß man das möglichste tun, um ihren Fuß klein zu machen. Schuhe — darüber ist man sich einig — Schuhe müssen sitzen, und Schuhe sind teuer.

Es ist fünf Uhr zehn geworden, Elli ist während dieser Beratungen in ein ununterdrückbares nervöses Zittern verfallen, es ist wie ein Frieren in ihr, ein kleines, heimliches, kaltes Fieber, ein Schüttelfrost, den sie nicht unterkriegen kann. Sie machen sich auf den Heimweg in die Holzmarktstraße, diesmal, trotz brennendster Eile, mit der Untergrundbahn, denn ihr Geld, Puttis und Ellis gesamtes Geld, langt nicht mehr für eine Taxe. Gleisdreieck steigt Putti um, und Elli bleibt zurück, sinkt flach in sich zusammen, kleines, unausgewachsenes Ding, das sie ist, rechnet und rechnet, während das Zittern immer stärker wird . . .

Zwölf Mark und fünfzig kosten die billigsten Schuhe, die noch nach etwas aussehen, das weiß man aus Erfahrung. Acht Mark fünfzig das Seidenhemd. Das sind einundzwanzig Mark, die Elli von ihrer einsichtslosen Mutter herausquetschen muß, und zwar in kürzester Zeit, denn um sieben Uhr schließen die Geschäfte. Putti indessen hat sich mit rätselhaftem und entschlossenem Lächeln aufgemacht und versprochen, die zehn Mark für das Abendkleid beizubringen. Rolly Belkow trabt in die Filmbörse, um die gewisse Mieke abzufangen, und Frau Muhlmann ist gutmütigerweise nach Schluß der Aufnahmen direkt zu einer Portiersfrau in der Anhalter Straße gewandert, die die Adresse von Frau Seekatzens Verleihsalon besitzt.

Um sechs Uhr dreißig sieht es aus, als wenn alles schiefgehen würde. Die Mutter in der Kunststopferei macht eine heillose Szene und rückt kein Geld heraus. Elli heult, stoßend und laut, es ist noch ein richtiges Schulmädchenweinen mit lauten Schluchztönen und großen, hellen Tränen, die ihr über das Kinn und den Hals hinabrinnen. Putti hockt indessen in einem Treppenhaus und wartet, bis der junge Zahnarzt heimkommt, von dem sie die zehn Mark auspumpen will. Rolly Belkow hat zwar indessen jene Mieke angetroffen und auch willfährig gefunden, aber die Schwester, das Mannequin, ist mit dem Freund per Auto nach Rheinsberg gefahren, und Gott weiß, wann die zurückkommen. Die Adresse von Frau Seekatz hingegen — Salon Seekatz, Kantstraße 256 — hat sich finden lassen und wird von der braven Muhlmann kurz vor sieben zum Schlächter telephoniert, wo die verheulte Elli sie abholt.

Für halb acht sind Elli und Putti und Rolly Belkow am Bahnhof Zoo verabredet, und alle drei kommen todgehetzt aber pünktlich an, denn sie wissen ja, wie wichtig es ist und daß alles davon abhängt, wie es mit Ellis „Aufmachung“ klappt. (Warum Rolly Belkow so opfervoll mithilft, das ist eine andere Geschichte und hängt damit zusammen, daß Putti zwei ihr einmal bei-

gestanden hat, als sie in eine Sache reingekommen war, die sie nie anders nannte als „eine Situation“, und in dieser Situation eben war Putti zwo mit den kalten, grauen Augen die einzige gewesen, man versteht, die zugegriffen hatte, und nun fühlte Rolly sich verpflichtet, ihre beste Kraft an Ellis Aufmachung zu hängen.)

Da stehen sie nun alle drei in dem Trubel, der um halb acht abends den Bahnhof Zoo zu einem der verwirrendsten Punkte der Welt macht; sie sind müde schon, und ihre kleinen Großstadtgesichter sind blaß, umfunkt und eingehüllt in den scharfen Schein der Lichtreklamen.

„Hast du das Geld?“ fragt Elli zuerst.

„Ja“, sagt Putti nur und schließt ihren großen, dunkelrot lackierten Mund fest zu und sagt sonst nichts. Elli hütet sich, zu fragen, woher und wieso. „Ich habe die Schuhe“, sagt sie und schwenkt das Paket. „Schwarz Lack mit 'ner kleinen Straßschnalle. Fein.“

„Warum hast du sie nicht angezogen?“ fragt Putti streng.

„Daß sie neu bleiben doch.“

„Neu? Du mußt sie doch austreten, sonst kannst morgen nicht richtig gehen bei der Probeaufnahme.“

„Ja, austreten mußt du sie“, sagt auch Rolly Belkow. Elli wandert gehorsam auf die Damentoilette, wechselt unter der anteilnehmenden Assistenz der andern beiden die Schuhe, und dann bezahlen sie der Garderobefrau einen Groschen. Die Schuhe drücken ein wenig, sind aber gut. Rolly Belkow gibt noch die letzten Befehle aus, bevor sie sich verabschiedet. Der zugige Durchgang hier am Bahnhof mit seinen Menschenströmen wird von den drei kleinen Mädchen unversehens zum Hauptquartier ihrer Unternehmungen. Rolly hat auf einem Zettel Namen und Adresse des Mannequins: Ada Müller, Bergmann 12 0 89. Putti geht in eine Telephonzelle und ruft nochmals dort an, aber das Fräulein ist noch nicht zurück. Wahrscheinlich fährt sie direkt in die Bar. In welche Bar? In die Bar Carlotta,

Lutherstraße — sagt eine unfreundliche Vermieterinnenstimme im Telephon. Wann sie dort sei? Nicht vor elfe. Danke. Das kostet wieder einen Groschen.

Nachher gehen sie zu Fuß nach der Kantstraße 256 hinaus, um die Elektrische zu sparen . . .

Die Kantstraße ist eine lange Straße, eine richtige Berliner Straße, nüchtern, aber hintergründig. Es war fast halb neun, als die Mädchen das Haus fanden, eine Frau, die einen Hund spazierengeführt hatte, wollte eben abschließen. Das Haus hatte zwei Eingänge; es hatte drei Höfe. Es hatte sechs Treppen, die alle nach Gas rochen. Es hatte eine strenge und mißtrauische Portiersfrau — eben die mit dem Hund —, und es wohnte keine Frau Seekatz dort. Es hatte mal eine Frau Seekatz dort gewohnt, aber dem Hausherrn war das ewige Gelaufe von allerhand Nutten zu ville geworden, und da hatte er sie rausgesetzt. Der Salon Seekatz war verzogen, unbekannt wohin. Putti bezahlte für diese Auskunft zwei Groschen.

Elli, blaß wie ein kleines verlebtes Geistchen, war am Umkippen. Aber Putti blieb stramm. „Na, denn nich“, sagte sie munter. „Weißt du was? Wir fahren jetzt heim und nähen mein Nilgrünes für dich um. Wäre ja gelacht, wegen dieser Seekatz. Sparen wir noch zehn Mark.“

Am Bahnhof Witzleben wechselte Putti den Zehn-Mark-Schein, den ihr der Zahnarzt gegeben hatte. Elli stand daneben und dachte: „Wenn ich nicht bald zu essen kriege, werde ich schwach. Wenn ich jetzt noch am Nilgrünen nähen soll, falle ich um.“

Aber in der Holzmarktstraße waren marinierte Heringe bereitgestellt, die Küche roch laut danach. Frau Kleinecke lag schon im Bett und stellte sich schlafend. Sie verstand die Kinder nicht, und die Kinder verstanden sie nicht — besser, man redete gar nicht miteinander. Die Mädchen schlichen in die Kammer und holten das Nilgrüne hervor.

Das Nilgrüne war Puttis Stolz und

Glück. Daß sie es nun auf Ellis dünnem Körper absteckte und dann mit einer großen, überscharfen Schere aus der Kunststopferei hineinschnitt, um es für die Kleine zurechtzumachen, war Aufopferung und Heroismus. Ein winziger Tropfen Berechnung floß mit hinein: Wenn die Probeaufnahme gut ablief und Elli Karriere machte . . . ?

Kleineckes hatten in der Kammer einen Toilettenspiegel noch von der Großmutter her, ein gedrechseltes Gestellchen mit zwei kleinen Laden für Kamm und Bürste, und oben dran saß der Spiegel, in Scharnieren drehbar und sehr klein. Man konnte immer nur einen Teil von sich darin sehen. Elli, die übermüdet war, spürte etwas wie Seekrankheit, als sie sich so in dem schwankenden Spiegel vorbeigleiten sah, erst das Gesicht mit dem glatten Blondhaar, dann die Schultern, ein Stückchen Rücken, die magere flache Magenlinie und den Bausch, den das Stilkleid über den Hüften machte, und den sie besonders großartig fand.

„Die Arme sind zu dünn“, sagte Putti unzufrieden, holte den Kinderkörper ihrer Schwester wieder aus dem Nilgrünen hervor und nähte verbissen fertig, was sie abgesteckt hatte. Weil sie große Stiche nahm (denn sie war gewöhnt, mit ihren geschickten Händen Kleider schnell zu ändern), war sie bald nach elf Uhr fertig. Elli gähnte immerfort mit einem großen, schwarzen Mund, die Tränen liefen ihr aus den Augenwinkeln.

Nachher kam das schwerste. Nachher machten sie sich noch einmal auf, um in die Bar Carlotta zu fahren. Zehn Minuten vor zwölf kamen sie dort an, und fünf Minuten lang standen sie vor der roten Lichtreklame des kleinen Lokals und trauten sich nicht hinein. Putti, die ihre Schwester von Minute zu Minute mickriger und unscheinbarer fand, entschloß sich endlich. „Ohne den Abendmantel gibt das 'ne Pleite“, dachte sie, preßte ihren neu und flüchtig lackierten Mund so fest zusammen, wie nach dem Besuch bei dem jungen Zahnarzt, hakte Elli unter und zog sie durch die Drehtür.

Elli starrte benommen die Damasttapete und die Seidenlämpchen an, die schon den Vorraum der Bar Carlotta schmückten. Weiter drinnen machte ein Saxophon seine Späße. Ein transpirierender junger Herr im Smoking lehnte rauchend an der Tür, warf einen abschätzenden Blick auf die Mädchen und schaute wieder fort. Für Elli war schon seit der nächtlichen Fahrt in der Untergrundbahn alles ein wenig wie geträumt; Putti, mit einem Vorstoß, landete bei der Frau an der Garderobe, einer breiten Person von der Sorte Muhlmann. Während Putti sich nach Fräulein Ada Müller erkundigte, hatte sie das Gefühl, das steilste Stück von einem sehr steilen Berg hinaufzuklettern. Ein Kellner strich vorbei, mit inquisitorischem Blick Puttis falschen Fuchskragen auf dem Mantel musternd. Die Garderobenfrau murmelte mißtrauische Fragen. Aber schließlich wurde doch ein kleiner, hungernder Boy durch die Glastüre geschickt, hinter der die eleganten Leute tanzten, tranken und sich benahmen wie im Film. Elli schaute durch den Türspalt hinein und wunderte sich. Ihr war in der Hetzjagd der letzten Stunden der Zweck dieser Jagd ganz abhanden gekommen. Plötzlich fiel es ihr wieder ein: die Probeaufnahme, die Rolle, die Karriere. Sie riß sich hoch. „Wartet nur“, dachte sie in den Saal hinein, es war ein dumpfer, aber harter und heißer Gedanke, der ihre ganze Zukunft umschloß . . .

Fräulein Ada Müller war eine schlanke Zweiundvierziger-Figur, mit ausrasierten Brauen und Hennahaaren. Sie roch wunderbar. Sie gab beiden Mädchen die Hand und war sehr freundlich, obwohl sie nun schon ein paar Stufen der Leiter erklettert hatte, die Putti und Elli noch von unten herauf anstarrten. Sie hatte ein fabelhaftes Kleid aus mohnrotem Chiffon an, mit gestickten Silberblumen, und stand ein ganz klein wenig unter Alkohol, gerade so viel, um Ellis Geschichte, die von Putti vorgetragen wurde, urkomisch zu finden.

„Nee, dieses Mäuschen!“ rief sie immerfort, „nee, diese Kleene, nee, sowas soll

nun zum Film!“ Uebrigens ging es sehr leicht mit Fräulein Ada Müller. Putti sprach mit rauher Stimme, und Elli nickte nur dazu, während sie an der gepuderten feinen Schulter des Mannequins vorbei in den kleinen Saal hineinstarrte und weniger müde wurde und die Jazzmusik in sich hineinrinnen spürte. Daß man dieser Kleenen etwas anziehen mußte, das sie zugleich versteckte und hob, begriff Fräulein Müller ohne weiteres. Daß ein Abendmantel zu einer Probeaufnahme unerläßlich war, begriff sie gleichfalls. Sie besaß einen solchen Abendmantel. Und nach einer Minute Zögern — während Ellis Herz nicht weitermachte und eine Kirchenuhr draußen mitten in den Jazz hinein viertel eins schlug — erklärte sich Fräulein Müller bereit, den Mantel morgen über Mittag herzuborgen. Er mußte abgeholt werden, nicht vor neun und nicht nach halb zehn, in der General-Pape-Straße, Tempelhofer Feld, zwei Treppen. Putti gab der Garderobenfrau mit großartiger Miene fünfzig Pfennig, und dem Boy, der das Fräulein geholt hatte, zehn.

„Mach bloß nicht schlapp!“ sagte sie zu Elli und schubste sie aus der Bar heraus, in das Nachtleben der Lutherstraße. Aber Elli, obwohl geisterbläß, war weit davon, schlapp zu machen. Sie hatte die Nase noch voll von der Luft der Bar und dachte immerfort: „Wartet nur — wartet nur —.“ Und in diesem Gedanken war alles drinnen, die Goldschuhe und die Kleider und die Ohrgehänge und das Auto und die Liebe, die das verwischte Gesicht von Herrn Robin trug . . .

Es war halb zwei, als sie schlafen gingen, Putti im Bett und Elli auf dem Sofa, und es war halb fünf, als sie aufwachten, beide zugleich von einem vorbeidröhnenden Lastauto geweckt, und von einer Unruhe, die sie nicht wieder einschlafen ließ. Putti, die um acht Uhr morgens schon im Atelier sein mußte, gab flüsternd die letzten Befehle und Dispositionen aus, und Elli hörte zu, die dünnen Arme unter dem Kopf verschränkt und zart übersickert von der ersten

Helligkeit, die kurz nach fünf durch einen Riß in der Jalousie in die Kammer zu tropfen begann.

Sieben Mark achtzig besaß man noch, das andere war auf Fahrten, Telephon, Trinkgelder draufgegangen. Fehlten siebzig Pfennig für die kunstseidene Hemdhose, die Putti aus der Friedrichstadt zu holen hatte, fehlte das Fahrgeld nach dem Tempelhofer Feld und zurück und nach dem Atelier; fehlte Geld, um Nagellack zu kaufen, denn daß die Nägel glänzten, war ebenso wichtig wie der Abendmantel. Elli saß schon auf dem Sofarand und begann sie zu feilen. Putti ging hin, warf Geld in den Gasautomaten und machte Wasser heiß, und dann stand sie in der kleinen Küche und schaute übernächtlich und deshalb kritisch und voll Pessimismus zu, wie Elli in dem kleinen Zinkzuber badete. Es stand mit dieser Badegelegenheit der Familie Kleinecke ähnlich wie mit dem Toilettenspiegel: es ging nicht alles auf einmal hinein, sondern nur stückweise und nacheinander. Jetzt der Nacken, an dem die Wirbel noch zart hervortraten, jetzt die dünnen Arme und Schultern, dann die Beine, die Putti an diesem entscheidenden Morgen besonders mager fand, und zuletzt die Füße mit den weißen, sehr langen Zehen, die Ellis heimlicher Kummer waren.

Um sechs Uhr begann die Mutter nebenan zu rumoren, ihr Gebrumm ging durch die Wände. „Heute gibt's noch einen Tanz mit ihr“, sagte Elli. „Wenn sie bloß ein Einsehen hätte und fünf Mark herausrücken täte — du kannst ihr's doch nachher zurückzahlen. Aber mach ihr das mal klar, wenn sie's doch nicht kapiert —“ sagte Putti. Sie seufzte. Sie trudelte in der Wohnung herum, bis es fast zu spät wurde. Sie hatte Sorgen. Es fiel ihr ungeheuer schwer, dieses Schaf von einer kleinen Schwester allein zu lassen, gerade wenn es ums Ganze ging. „Mach alles gut“, sagte sie und bekam wieder die rauhe Stimme. „Zieh dich an, mach alles gut und komm zur Muhlmann in die Garde-

robe. Ich werde dich schon zurecht-
machen. Und wegen der fünf Mark —“

„Is recht. Schlimmstenfalls weiß ich
wen, der mir's pumpt“, war Elli uner-
wartete Antwort. Putti gab es einen
Riß. „Du? Wer denn? Wen denn?“
fragte sie. Elli deutete mit dem kleinen,
weichen Kinn in die Höhe. „Der Koh-
lenfritze oben —“ sagte sie und machte
einen überraschend wachen Eindruck.
„Untersteh dich —“ flüsterte Putti.
„Schieb nur ab —“ sagte Elli darauf.
Dann stiegen sie jede in eine andere
Elektrische. Putti fuhr nach dem Ate-
lier und Elli mit einer Unterbilanz von
einer Mark in die Friedrichstadt, um die
kunstseidene Hemdhose zu kaufen.

Zwei Unglücksfälle hatte Elli noch an
diesem Morgen, kurz nachdem sie mit
der glücklich erhandelten Hemdhose und
dem wirklich königlich schönen Abend-
mantel heimkam. Zuerst nämlich riß
die Perlkette, Puttis Perlkette, die sie
aus der Kommode hervorgekramt hatte,
weil der Toilettenspiegel angab, mit
solch einem langen, nackten Hals und so
mageren Schlüsselbeinen sei an eine
Probeaufnahme nicht heranzugehen. Die
Kette riß, die Perlen rannten durchs
Zimmer und unter die Möbel. Mit
zitternden Fingern holte Elli sie wieder
zusammen und knotete sie auf eine
Schnur. Das mochte noch gehen. Aber
eine Katastrophe passierte mit den
Strümpfen, mit den rosa Seiden-
strümpfen, die Putti erst einmal ange-
habt hatte. Diese Strümpfe nämlich
waren zerrissen. Ob sie es noch von
Putti her waren oder ob Elli mit ihren
flackernden Fingern irgendwo damit
hängen blieb — genug, am linken Knie
war ein Loch, die Maschen liefen in drei
Rinnen das Bein hinunter, es sah hoff-
nungslos aus, und Elli, verlassen und
ratlos wie sie war, setzte sich auf ihr
Sofa und weinte ein paar Dutzend ihrer
lauten, hellen Kindertränen.

Aber in diesem Unglück, kurz vor
zehn Uhr, wurde Elli plötzlich und mit
einemmal selbständig. Sie mußte Geld
haben. Sie mußte neue Strümpfe
haben. Sie spürte ihre Augen trocken

werden, auch den Gaumen, sie spürte
sich im ganzen und überall ganz hart
und trocken werden, so saß sie noch ein
paar Minuten steif und nachdenkend da
in dem Nilgrünen mit den gebauschten
Hüften — und dann stand sie auf, ver-
ließ die Wohnung, ging über den Hof
und zwei Treppen hinauf bis an die
Tür von Schleevogts Kohlenkontor.

Herr Schleevogt war ein Witwer mit
roter Haut und weißen Haaren, das
Haus Holzmarktstraße 57a gehörte ihm,
und das Kohlenlager, das den Hof zu
einer schwarzen Schlucht machte, gehörte
auch ihm.

„Na, Kleene, was bringste?“ fragte er,
als Elli im Nilgrünen bei ihm auftauchte
— er kannte sie, seit sie lebte. Und Elli
gab mit einer Stimme, die gleichfalls
hart und trocken geworden war, an, daß
sie zehn Mark geborgt haben wolle.
Eigentlich hatte sie nur drei verlangen
wollen, um Strümpfe zu kaufen, aber
der Anlauf, den sie nahm, war so heftig,
daß er sie über das Ziel hinaustrug, und
so verlangte sie zehn Mark.

Herr Schleevogt hatte rote Hände, auf
denen auch weiße Haare wuchsen, Elli
fürchtete sich vor ihm, seit ihrem zwei-
ten Lebensjahr. Aber da sie wußte, daß
es ums Ganze ging, machte sie die Knie
steif, sie zog sich innen ganz zusammen
und ließ Herrn Schleevogts Hand auf
sich zukommen. Und nachher, als er ihr
die zehn Mark gab, fand sie es eigent-
lich anständig, daß er ihr nichts Schlim-
meres getan hatte, als einen Griff in
ihre Haare, an den Ohren vorbei und
über Genick und Rücken bis zu der
Schleife, die das Nilgrüne um die Mitte
zusammenband . . .

✱

„Sieht gut aus“, sagte die Muhlmann.
„Sieht überhaupt großartig aus. Fabel-
haft sieht se aus“, sagte Rolly Belkow.
„Nicht schlecht“, sagte Putti, die in der
Heilsarmee schute vor Elli kniete und
den Abendmantel aus Brokat ein wenig
zurechtzog.

Elli stand mitten in der Statistinnen-
garderobe, mitten in einem neidischen,

kritischen und dennoch kameradschaftlichen und gutgesinnten Kreis von Mädchen und ließ sich bewundern. Sie war von Grund auf bereit und in Ordnung für den großen Moment. Sie war gebadet, trug neue Strümpfe, neue Schuhe, die neue, seidene Kombination. Das nilgrüne Stilkleid bauschte und rauschte, die Perlen klapperten, und der herrliche Abendmantel roch unbeschreiblich gut nach Ada Müller. Elli steckte immer wieder Kinn und Nase in die weiche Wärme seines Pelzkragens. Herrn Schleevogts Zehnmarkschein hatte man verausgabt bis auf fünfzig Pfennige. Sie hatte lackierte Nägel. Sie hatte Lippenrot. Sie war in letzter Minute und auf Anraten von Rolly Belkow noch zum Friseur geschickt und onduliert worden. Das blonde Haar stand schaumig aufgekrauselt um ihre runde Kinderstirn. Man hatte ihr Teint aufgelegt, den mehlweißen, fast bläulichen Teint der Filmmenschen, der immerfort nachgepudert werden muß, damit er das Licht der Jupiterlampen verträgt. Man hatte ihr die Lider lila bemalt, hatte ihr runde Augenbrauen hoch über die Augen gesetzt und schwarze Striche unter die Ränder gezogen, was abgefeimt aussah. Man hatte ihr die goldenen Wimpern gewichst, daß sie starr und schwarz um die Pupille herumstanden.

„Nun geh mal —“ sagt Putti zwo wie zu einem Pferdchen. Elli geht, sie hat ein neues Gefühl in den Hüften, sie hat entsetzliche Angst und verzweifelte Courage zugleich, sie schunkelt ein bißchen und dreht den Kopf über die Schulter, und es kommt ihr so vor, als könnte die Delara das auch nicht besser machen.

„Sie sieht wie die Delara aus!“ sagt hinten eine in dem Kreis der Statistinnen, Putti eins, eine lange Schwarzhaarige.

„Mensch — mit so'm Mantel! Da sieht jeder aus!“ sagt eine andere. Eine Klingel schreit, die Muhlmann scheucht die Statistinnen hinunter zur Aufnahme. Putti trennt sich schwer. „Mach's gut —“ sagt sie immer wieder in be-

schwörendem Ton, sie ist jetzt viel aufgeregter als Elli, „mach's gut, brauchst keine Bange zu haben, mach's gut —“

„Zwanzig über zwölf —“ sagt die Muhlmann, als die Garderobe leer ist. Elli setzt sich auf eine der langen Holzbänke, nahe an den elektrischen Wasserkessel, in dem Kaffee gekocht wird, denn sie friert schon wieder. Sie wagt sich nicht zu rühren unter all der Schminke, nicht zu lächeln, auch nicht zu reden. Sie sitzt ganz steif da wie eine kleine Attrappe aus Pappendeckel, mit Taft und Brokat überzogen, und wartet.

Von zwölf bis eins, von eins bis zwei, von zwei bis drei, bis acht Minuten vor vier, und so oft sie am Einschlafen ist, reißt sie die Augen wieder auf, damit der schwarzen Untermalung und den Wimpern nichts passiert.

„Ist die Kleine für die Probeaufnahme da?“ fragt Herr Marmarosch acht Minuten vor vier und steckt den Kopf in die Garderobe, die um diese Zeit gerade wieder voll ist von dem Trubel einer Statistinnengruppe, die sich umkleidet.

„Hier“, sagt Elli bewußtlos.

„Kommen Sie runter, Fräulein“, sagt Marmarosch; er sagt „Sie“, eine Höflichkeit, die dem künftigen Star gelten mag. Elli schunkelt mit ihrem neuen Gang, dem Delaragang, zu Herrn Marmarosch an die Tür.

„Wie siehst du aus? Bist du meschugge geworden? Was hast du angefangen?“ schreit Marmarosch, die Stimme kippt ihm in die Höhe vor Wut. Elli bleibt fünf Schritte vor ihm stehen, lächelt noch und begreift gar nichts.

„Tu den Fetzen weg!“ sagt Herr Marmarosch, plötzlich dicht bei ihr und leise, was viel bedrohlicher klingt als sein Wutgeschrei. „Mach den Christbaumschmuck ab! Herrgott, was hast du mit deinem Haar gemacht? Muhlmann! Mach ihr das Haar glatt! Das ist ja — eine Katastrophe ist das ja! Ihr seid ja ganz von Gott verlassen! Was ist es? Onduliert ist es? Halt den Mund, sonst werd' ich grob! Eine ondulierte Ziege bist du, genau so eine dumme

Ziege wie alle andern. Aroma! Herr, du meine Güte, schönes Aroma, das du dir gemacht hast. Nun laß schon, nun heul nicht, nun komm runter, sonst läuft Stuhlt uns noch davon —“

Elli stolpert die Wendeltreppe hinunter hinter Herrn Marmarosch' beleidigtem und gekränktem Rücken. Sie hat einen großen Kummer, aber der ist nichts gegen den Kummer des alten Regisseurs, der die tausendste Enttäuschung beim Film zu verwinden hat. „Find' mal was, find' mal was —“ denkt er. „Als wenn das leicht wäre: finden —“

Unten im Atelier sitzen sie auf Gerüsten, Driesen, Mecklenburg und Stuhlt. Marmarosch stellt Elli vor eine gemalte Mauer, der Kameramann springt hinter seinen Kasten, oben turnen zwei Arbeiter auf einem Balken, die Lampen zischen los, senkrecht in Ellis Gesicht, in ihre Augen, die zu tränen beginnen.

„Los? Kann's losgehen?“ fragt der Kameramann.

„Wart' mal!“ sagt Stuhlt, steht auf, zieht die langen Hosen in den Gurt. „Das ist doch nicht — ist das eine andere, Marmarosch?“

Marmarosch zuckt nur die Achseln. „So hab' ich mir die Sache unterm Apfelbaum immer vorgestellt!“ sagt Driesen ganz laut und mit nacktem Hohn. Mecklenburg, der Dramaturg, kommt von seinem Podest herunter und geht nah an Elli heran und rund um sie herum. Er sucht die zarte, abknickende Linie ihrer Hüften, die ihm gestern gefiel. Aber da sind Bauschen und Taft und eine nilgrüne Schleife. Elli versucht das Lächeln, das sie am Morgen Herrn Schleevogts tastender Hand entgegen schickte. „Na — dann doch gleich die Delara“, sagt Mecklenburg, dreht sich um und geht davon. Mich interessiert das nicht mehr, besagt sein Rücken, der im Dunkel des Ateliers verschwindet.

Marmarosch, der die Situation verloren

weiß, hängt an Stuhlt's Gesicht. „Sie hat gute Beine —“ flüstert er verzweifelt.

Plötzlich brüllt Stuhlt: „Ich brauche keine Beine! Menschen brauche ich, Menschen —“ und ebenso plötzlich wird er leise. „Es kotzt mich einfach an“, sagt er beinah höflich, dreht sich um und geht davon, hinter Mecklenburg her.

„Was ist nun los? Soll Aufnahme gemacht werden?“ ruft der Kameramann ihm nach. „Mach, was du willst!“ ruft Stuhlt zurück — und dazu spielt auf einmal an einer andern Stelle des Ateliers eine Drehorgel, altmodisch und verstimmt. Driesen, der Dichter, pfeift. „Schweres Geschäft, unser Geschäft, Marmarosch“, sagt er und geht hinter Stuhlt her.

„Soll ich nun Aufnahme machen oder nicht, Marmarosch?“ fragt der Kameramann. Marmarosch schaut Elli an, diese Puppe, dieses Nichts, diese Null unter tausend Nullen, und er steckt die Hände in seine alten, ausgeleierte Hosentaschen,

„Schade um die Zeit“, sagt er; „schade um den Film, schade um die Arbeit. Mahlzeit für heute.“

Elli Kleinecke steht noch vor der gemalten Mauer, wie man sie hingestellt hat. Die Lampen werden abgedreht; das ist eine Wohltat, aber die Augen tränen noch eine Weile hinterher. „Was is'n los?“ denkt sie, ganz ohne Verstand.

„Sie können heimgehen, Fräulein, es wird heute nichts“, sagt der Kameramann, dem sie nicht so übel gefällt. „Vielleicht ein anderes Mal —“

Elli Kleinecke verläßt das Atelier. Sie hat nichts begriffen. Sie nimmt nur den Theatermantel ab und merkt nicht, daß sie den Brokat im Atelierstaub schleifen läßt. „Gemein sind die!“ denkt sie.

Ihr sind noch fünfzig Pfennig übriggeblieben, mit denen kann sie heimfahren.

Zurück in die Holzmarktstraße 37a.



Mein bestes Chanson

Ein Chanson ist kein lyrisches Gedicht. Es lebt nicht von seinem eignen Wert, sondern erhält erst im Munde der begabten Dichterin, des witzigen Komikers, Gesichts und Schlagkraft. Berlin, die vielgelästerte Weltstadt, ist reich an Künstlern des Chansons. Die hier gebotenen Beispiele machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie sollen nur das Wesen des edlen Berliner Chansons charakterisieren: seine Knappheit, seine Schmissigkeit, seine Unsentimentalität — und seine Frechheit.

Mit Beiträgen von:
*Wilhelm Bendow, Ilse Bois,
Blandine Ebinger, Kurt Geron,
Max Hansen, Trude Hesterberg,
Kate Kühl, Marga Lion*

Phot. Jacobi

Mein bestes Chanson
Gesungen von Trude Hesterberg

KLEINIGKEITEN

*Ihr lieben Frauen, hört, was ich euch melde,
(Und sagt's mir nur, wenn es nicht wahr ist, prompt):
Was nützt der Frau der ganze van de Velde,
Wenn nach der Ehe erst der Rechte kommt?
Eh sie's gedacht hat, ist sie auch „so eine“,
Doch schon beim ersten Schritt wird sie gefaßt,
Ach, Lügen haben alle kurze Beine,
(Drum sind sie auch den Männern so verhaßt!)*

Die
Schauspielerin
Trude
Hesterberg,
eine edle
berlinische
Erscheinung

Sie kann sich von dem Ersten noch nicht trennen
Und lernt inzwischen einen Zweiten kennen,
Und eh der Teufel an die Wand gemalt,
Hat sie dem Zweiten schon geschenkt,

wofür der Erste noch bezahlt:

Ja, manchmal liegt's an einer Kleinigkeit,
Daß eine Frau das Gleichgewicht verliert;
Und weiß der Mann um diese Kleinigkeit,

Dann ist's (wie man zu sagen pflegt) — passiert!
Erst ist es nichts als eine Nichtigkeit,
Man denkt sich bloß: Na schön, na Wichtigkeit!
Doch plötzlich fühlt man ganz genau:
An dieser kleinen Kleinigkeit,
Hängt meist die ganze Einigkeit
Und Liebe zwischen Mann und Frau!

Text von Schwabach Musik von Rotter

DIE TROMMLERIN / Eine Schießbudenfigur

„Mein bestes Chanson“ sagt Blandine Ebinger



Phot. Becker & Maas

Blandine Ebinger,
die das tragisch-soziale Berliner Chanson
auf die Kleinkunstabühne brachte

Ein Uhrwerk trage ich in mir inwendig,
Wer nach mir schießt, der schießt mich gar nicht tot.
Im Gegenteil: er schießt mich nur lebendig.
Kein Blut färbt meines Mörders Hände rot.
Wer mich getroffen, dem wird automatisch
Mein lustig Lächeln seinen Schuß quittieren,
So mancher Herr kann hier so mancher Dame
'nen ganzen Abend billig imponieren.
Starr steh ich da und lächle süß wie Gift,
Bis eine Kugel mir ins Herze trifft —

Ein Schuß — zehn Pfennig,
Drei Schuß fünfundzwanzig Pfennig —
Na, wer will nochmal?
Na, wer schießt nochmal?

Der Jäger schießt in mir wohl seine Hirsche,
Der Ehemann den Hausfreund, der ihn hörnt,
Der Schüler schießt in mir den Klassenlehrer,
Hier wird ihm greifbar, was ihm sonst entfernt.
Der Dieb erschießt in mir den Polizisten,
Der Knabe den Indianer von Karl May.
Euch allen, die in mir ein Abbild wüßten,
Erklingt mein Trommeln als mein Todesschrei.
Doch komm'n auch Amateure her und Laien,
Die nur am Spiel des Uhrwerks sich erfreuen —

Ein Schuß — zehn Pfennig,
Drei Schuß fünfundzwanzig Pfennig —
Na, wer will nochmal?
Na, wer schießt nochmal?

Text und Musik von Friedrich Holländer

ES LIEGT IN DER LUFT

Gesungen von Marga Lion

*Früher, das war'n einmal Zeiten,
Der Satz ist nicht zu bestreiten,
Man bestand von früh bis spät
Nur noch aus Nervosität!
Starb ein Vögelchen im Bauer,
Trug gleich die Familie Trauer.
Heut ist eine andre Zeit.
Triffst zum Beispiel du Herrn Koch,
Fragst du ihn voll Sachlichkeit:
Was, Herr Koch? Sie leben noch? . . .
Es liegt in der Luft eine Sachlichkeit,
Es liegt in der Luft eine Stachlichkeit.
Es liegt in der Luft, es liegt in der Luft,
In der Luft!
Es liegt in der Luft was Idiotisches,
Es liegt in der Luft was Hypnotisches.
Es liegt in der Luft, es liegt in der Luft,
Und es geht nicht mehr raus aus der Luft!*

*Was ist heute in der Luft los,
Was ist heute mit der Luft bloß?
Durch die Lüfte sausen schon
Bilder, Radio, Telephon.
Durch die Luft geht alles drahtlos,
Und die Luft wird schon ganz ratlos.
Flugzeug, Luftschiiff, alles schon,
Hört, wie's in den Lüften schwillt,
Ferngespräch und Wagnerton.
Und dazwischen saust ein Bild.*

*Fort mit Schnörkel, Stuck und Schaden —
Glatt baut man die Hausfassaden.
Nächstens baut man Häuser bloß
Ganz und gar fassadenlos!
Krempel sind wir überdrüssig,
Viel zu viel ist überflüssig:
Fort die Möbel aus der Wohnung,
Fort mit, was nicht hin gehört.
Ich behaupte ohne Schonung,
Jeder Mensch, der da ist — stört!!!*

Text von Schiffer

Musik von Mischa Spoliansky



Phot. Riefj

Marga Lion,
die witzige Mondäne der Chansonbühne



Phot. Sahn

Max Hansen,
der junge Kavalier unter den
Berliner Vortragskünstlern

JETZT GEHTS DER DOLLY GUT!

Vorgetragen von Max Hansen

Vor'ges Jahr genau um diese Zeit
War ich verlobt,
Was bin ich heut?
Meine Freundin Dolly war sehr nett,
Doch neulich las ich in der B. Z.:

Jetzt geht's der Dolly gut, Die sitzt in Hollywood An einem Tisch Mit Lilian Gish. Die kennt den Harald Lloyd, Die kennt den Conrad Veidt, Wen kennt sie nich? Ich glaube mich!	Dabei hab ich ihr hundert Mark geschenkt, Damit sie immer, immer an mich denkt. Jetzt geht's der Dolly gut, Die sitzt in Hollywood! In U. S. A. — Und ich steh da!
--	---

Text und Musik von Willi Kollo

Kate Kühls SCHIFFERLIED

Der Seemann schiff't aufs Meer hinaus,
Ihm ist so leicht zu Sinn.
Marie weint sich die Augen aus,
Er segelt rasch dahin.
Er sitzt in der Kombüse
Und stochert im Gemüse,
Und denkt sich: Wenn's Marie nicht ist,
Na, dann ist's eine Negerin!

Der hat, der hat Die zweite fürs Gemüt,
In jeder Stadt 'ne Braut; Die dritte wegen hoppeldibopp,
Die erste für die Seele, Auf Nacht, wenn's keiner sieht!

Mein Freund, daß du geheirat' hast,
Das will mir gar nicht ein.
Dein Stück Malheur ist eine Last,
Komm, wirf sie in den Rhein!
Er sagt, ich wünscht' ich kann es!
Wem sagst du das, Johannes!
Ich denk oft, wenn die Alte schnarcht:
Ach, wär ich jetzt allein!

Ich hätt', ich hätt' Die zweite fürs Gemüt,
In jeder Stadt 'ne Braut! Die dritte wegen hoppeldibopp,
Die erste für die Seele, Auf Nacht, wenn's keiner sieht!

Text von Kurt Tucholsky

Musik von Erich Cinegg



Phot. Eberth

Kate Kühls,
das von Rosa Valetti entdeckte
starke Vortragstalent

Das erfolgreichste Chanson von Ilse Bois:

*MEINE SCHWESTER LIEBT DEN
BUSTER, LIEBT DEN KEATON*

*Mit meiner Schwester ist nichts zu machen,
Die ist gefühllos, o wie modern,
Sie interessiert sich für tausend Sachen,
Bloß nicht für Liebe und nicht für Herrn!
Man könnte meinen,
Sie hätte einen
So'n ganzen kleinen
Geheimen Hang,
So nach der andern Seite.
Leider ein falscher Einwand,
Denn nur die Leinwand,
Die regt sie auf!*

*Meine Schwester liebt den Buster, liebt den Keaton.
Und sie sieht ihn in jedem Mann.
Alle Männer sind nur Nieten gegen Keaton.
Und sie sieht ihn
Sich täglich an.
Alle Männer sind nur Rester gegen Buster,
Und sie schwärmt für ihn von Neujahr bis Silvester!
Meine Schwester liebt den Buster, liebt den Keaton,
Und sie zieht ihn
Sich Chaplin vor.*

*Ach, meine Schwester, mir fehlen die Verse,
Braucht zum Genießen keinen Genuß.
Die ist so krankhaft und so perverse
Wie eben die Jugend von heut sein muß!
Gott, ist die düster
Und doch so sinnlich
Und ach so trotzig
Und angeekelt von der Welt,
Und ach so albern ist meine Schwester,
Ja, der ihr Piepmatz und Rothschilds Geld!*

*Meine Schwester liebt den Buster, liebt den Keaton.
Und sie sieht ihn in jedem Mann.
Alle Männer sind nur Nieten gegen Keaton.
Und sie sieht ihn
Sich täglich an.*



Ilse Bois,

die sich mit dem Buster-Keaton-Lied in die erste Reihe
der Berliner Kabarettkünstlerinnen gesungen hat

*Alle Männer sind nur Rester gegen Buster,
Und sie schwärmt für ihn von Neujahr bis Silvester!
Meine Schwester liebt den Buster, liebt den Keaton,
Und sie zieht ihn
Sich Chaplin vor.*

Text und Musik von Friedrich Holländer

Das liebste Chanson von Bendow:
ICH KÜSSE IHREN MUND, MADAME ...

*Ich küsse Ihren Mund, Madame,
 Und denk', es wär die Hand.
 Ich küsse sie gleich wund, Madame,
 Ich küsse allerhand.
 Ich küß wie süßes Gift, Madame,
 So küßt ein anderer nie.
 Ich fahr zu Ihnen im Lift, Madame,
 Und küß, wohin es trifft, Madame.
 Ich küsse Ihren Mund, Madame,
 Und Ihre Sympathie.*

*Ich küsse Ihren Mund, mein Herr,
 Und glaub', es wär Madame,
 Ich war mal ganz gesund, mein Herr,
 Eh' dieser Schlager kam;
 Denn wo ich immer bin, mein Herr,
 Hör ich's gespielt — na und —*



Bendow,
 eine starke
 lustige Type des
 Berliner Chansons

*Ich weiß nicht mehr, wohin, mein Herr,
 Ich küß schon ohne Sinn, Madame,
 Nun küß ich überhaupt nicht mehr,
 Mit meinem Rosenmund —.*



Kurt Gerron,
 ein großer Schauspieler und
 ein großer Vortragskünstler

FRIEDRICHSTRASSE

Vorgetragen von Kurt Gerron

*Friedrichstraße. Dicke Luft. Quatsch mit Soße.
 Die Sipo kommt, die Menge sich staut,
 Tausend Menschen begaffen sich die Chose:
 Einer Frau haben sie 'ne Drüse geklaut.
 Broschüre Kaiser Wilhelm, Neueste Nachrichten, Freie Presse,
 Embryo zahlt Steuer, Ministerialversammlung, Hakenkreuz,
 Jazz, Stimmung, halt die Fresse!*

*Wat is denn los? — Det Kaiserkafee wird ausgehoben.
 Die Beamten arbeiten fieberhaft drinnen im Café,
 Die Tür is grün, niemand raus und rein,
 Die Musik spielt: Hallo, du süße Klingelfee,*

*Pscht! Ruhe! Die Polente kommt, klingt's wie ersticktes Fluchen,
 Verdammt noch mal, die werd'n doch nicht mir suchen!
 Det Gesetz kommt, die Sitte scharf, Blicke sich senken,
 Bitte, Fräulein Vera!*

*Die Luft is rein und klar,
 Unten Dreck,
 Oben Dreck,
 Die übliche Menschenschar.
 Friedrichstraße auf'm Markt,
 Magere Knochen, kurzen Rock, wiegenden Gang:*

*Wat denn? Der Körper soll Freude spenden?
 Feschgeschminkte Lustknaben,
 Woll'n Se 'n Hund koofen?
 Streichhölzer, Streichhölzer,
 Zigarren, Zigaretten, Kokain.
 Das ist Berlin!*

Text von Megede von Mühlfeldt



Der UHU-Sport des Monats



Phot. Jacob

In Erwartung der Retter:

Man reitet gemütlich auf dem umgekippten Boot und wartet. Angst und Überstürzung sind unnötig.
Das Segelboot trägt auch in gekentertem Zustand die Belastung.

Muß Segeln so enden...?

Von W. G. Jacob

Der Schrecken aller Mütter und Erzieher junger Leute beiderlei Geschlechts, die sich dem Wassersport — und speziell dem Segeln — verschrieben haben, ist die Angst vor der Gefahr eines Kenterns des Bootes. Diese Gefahr soll nicht geleugnet werden. Sie ist besonders groß, wenn der Unfall sich in menschenleeren, entlegenen Gewässern

oder unter besonders ungünstigen klimatischen Voraussetzungen, beispielsweise großer Kälte, ereignet. Sie sollte aber auch nicht überschätzt werden. Denn ein Kentern auf den belebten Berliner Gewässern oder auch auf anderen, auf denen irgendwelcher Schiffsverkehr herrscht, ist praktisch heute schon weniger ein Unfall als vielmehr ein amü-

santer Zwischenfall, an den sich die Beteiligten noch eine Zeitlang belustigt erinnern werden.

Erstens ist auf solchen Gewässern fremde Hilfe sehr schnell zur Stelle; zweitens haben die kenterbaren Fahrzeuge der großen Seglergemeinschaften zur Vorbeugung für Gefahr heute alle sogenannte Luftkästen (große Blechbehälter, die als Schwimmer wirken und den Auftrieb des gekenterten Bootes um so viel erhöhen, daß das gekippte Fahrzeug auch mit der darauf sitzenden Mannschaft schwimmfähig bleibt): nicht zuletzt aber braucht bei einer nur einigermaßen mit der Technik des Kenterns vertrauten Mannschaft kein einziger weiter als bis zu den Hüften naß zu werden. Infolgedessen darf man getrost behaupten, daß der kein rechter Segler ist, der nicht schon einmal mit seinem Fahrzeug zu „Bache gegangen“ ist, wie der technische Ausdruck des Seglerjargons dafür lautet.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein,

daß das Kentern das Ziel des segelsporttreibenden Neulings ist, im Gegenteil! So wünschenswert es ist, daß jeder Segler es für jeden Fall einmal praktisch erlebt hat, um zu wissen, wie er sich dabei benehmen muß, so gewiß soll er unter allen Umständen versuchen, derartige Zwischenfälle zu vermeiden und sein Boot auch bei schwerstem Wetter auf dem gewöhnlichen Wege wieder nach Hause zu bringen. Dies ist durchaus möglich.

Wenn es sich auch in der Praxis gelegentlich anders gestaltet, theoretisch braucht kein Boot zu kentern, wenn es unter allen Voraussetzungen — auch den bei schwerem Wetter anormalen — sachgemäß geführt wird. Man muß dabei natürlich unterscheiden, ob ein Boot im Rennen liegt und mit Rücksicht auf den Preis sich keinerlei unfreiwilligen Aufenthalt gestatten darf, oder ob es sich auf der Wanderfahrt befindet. Im ersten Falle kann es ihm freilich passieren, daß



Phot. Jacob

Binnenjollen vor Spinnaker

Die groteske Form des Beisegels, des sogenannten „Spinnakers“ läßt deutlich erkennen, wie der Wind das Boot vorwärts drängt.

es bei Seegang langsam vollläuft und daß alle Versuche, es „auszuösen“, das heißt auszupumpen, nicht hinreichen, so daß es schließlich kentert, weil es das schützende Ufer nicht aufsuchen kann, ohne seine Regatta-Aussichten aufzugeben. Dieser Fall ist aber so gut wie bedeutungslos, da bei ihm Hilfe jederzeit zur Stelle ist. Etwas anderes ist das Aufkommen von schwerem Wetter. Handelt es sich dabei um Gewitter, so gibt es für das kenterbare Boot — da man nie wissen kann, was an Wind in einem aufziehenden Gewitter sein wird — nur eine Weisung: sofort alle Segel bergen. Dazu ist immer Zeit, da Gewitter nicht aus blauem Himmel zu kommen pflegen. Handelt es sich aber nur um schweren, böigen Wind, der sehr häufig die Ursache von Kenterungen ist, so beobachte man genau das Wasser! An seiner Färbung und Kräuslung bzw. am auf gekommenen Seegang erkennt der erfahrene Segler ziemlich genau die Richtung und Stärke der Bö. Fällt die Bö ein, so gilt es, das Boot in Fahrt zu halten, damit dieses beim Auftreffen des Windes nicht sofort flach gelegt wird und dann vollläuft. (Dazu muß man wissen, daß die Stabilität des in Fahrt befindlichen Bootes größer ist als die des aufrecht stillstehenden.) Ein Boot, das mit flatternden Segeln die Bö an sich kommen läßt, wird fast augenblicklich ein Opfer des Windes. Man muß natürlich bestrebt sein, dem Winde die geringste Angriffsfläche zu bieten.

Am Wind geschieht dies durch ein Anluven in dem Augenblick, in dem die Bö auf das Segel auftrifft. Ist der erste Aufprall pariert, so ist die Gefahr meist beseitigt, da der erste Stoß der schlimmste zu sein pflegt. Man muß freilich die weiteren Böen genau beobachten und stets bemüht sein, das Boot mit Fahrt so dicht am Winde zu halten, wie das erforderliche Fahrtmoment dies ohne allzu heftiges Ueberliegen gestattet.

Bei raumem Kurse muß man nach Möglichkeit mit dichter Vorschoot und weit abgefrierter Großschoot so segeln,

daß man eben noch Druck im Großsegel hat; man muß sich aber vor dem unfreiwilligen Luvenhüten, dessen Drehmoment häufig ein Ueberliegen und damit ein Vollaufen von Lee aus verursacht. Für diesen Fall muß die Vorschoot möglichst dicht gefahren werden. Sie darf aber ebensowenig wie die Großschoot fest belegt sein, sondern beide müssen „aus der Hand“ gefahren werden, um ein sofortiges Wegfieren möglich zu machen. Zu diesem Zweck müssen beide Schooten in der Pflicht klar liegen; sie dürfen nirgendwo beklemmt sein, sondern müssen blitzschnell und ohne Hindernis ausgegeben werden können. Sehr viele Kenterungen erfolgen durch verklemmte Schooten, wobei die Vorschoot ebensooft die Ursache für das Kentern ist wie die Großschoot.

Sieht man ein, daß die weiter zulegende Brise über die Kräfte des Bootes geht, so luve man vorsichtig auf, bis das Boot fast im Winde steht, und dann nehme man durch Wegfieren des schon vorher klargemachten Falles das Großsegel, und — wenn noch etwa nötig — erst dann das Vorsegel weg, und treibe vorübergehend vor Top und Takel.

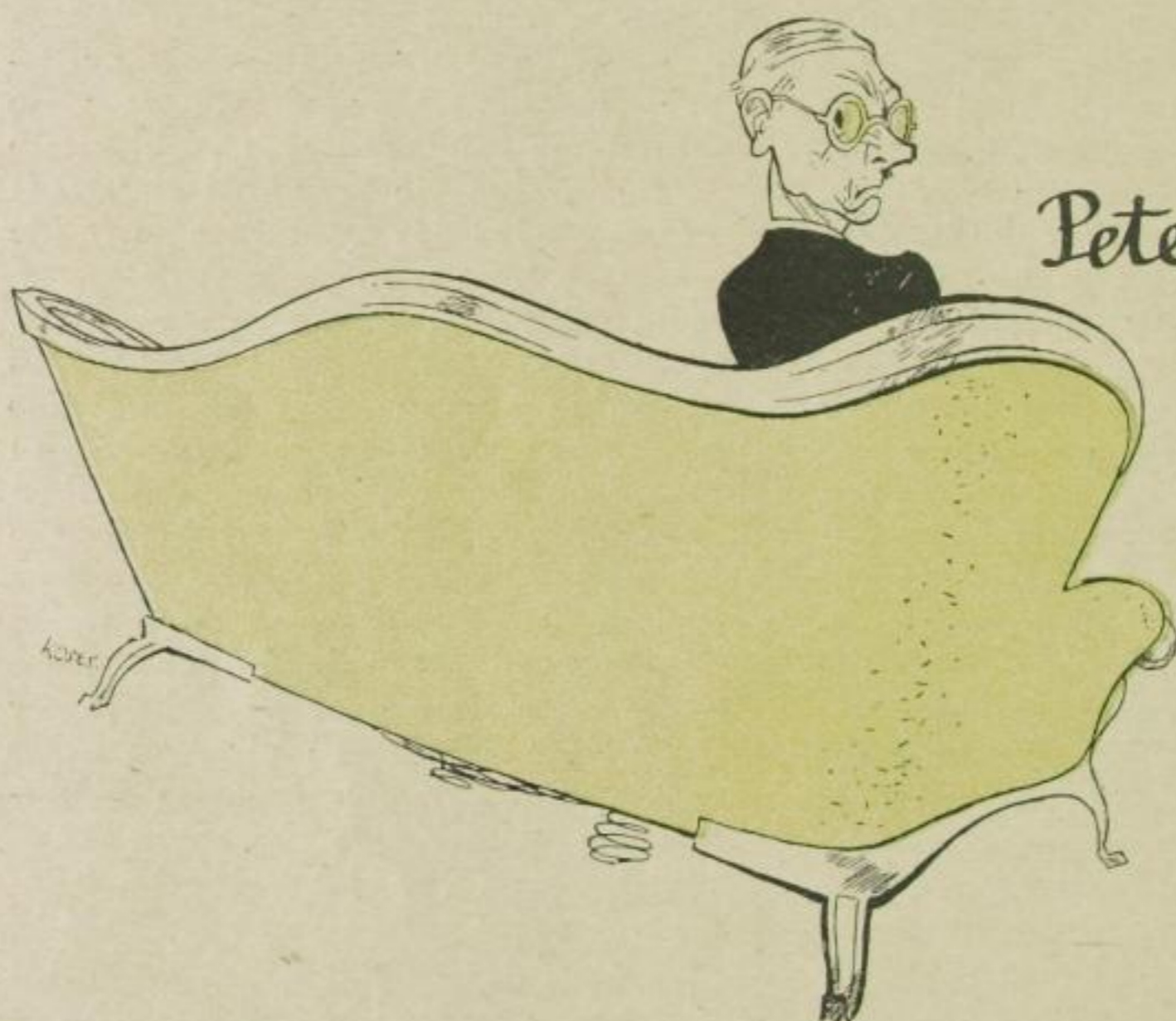
Sollte aber trotz aller Vorsicht dieser Rat zu spät gekommen sein, so achte man darauf, daß die gesamte Mannschaft im Augenblick des verhältnismäßig langsam vor sich gehenden Kenterns sofort sich ganz ruhig auf die hohe Bordkante setzt — wie die beigefügten Bilder zeigen — und wartet, bis sie von hilfsbereiten Händen abgeholt wird. Unter keinen Umständen lasse man selbst den besten Schwimmer das Boot verlassen. Dieser Versuch hat noch meist zu ernststen Zwischenfällen geführt.

Werden die oben gegebenen Ratschläge befolgt, so wird es im allgemeinen gelingen, jegliche Kenterung zu vermeiden. Gelingt es nicht, so wird bei Befolgung der weiteren Ratschläge der ganze Zwischenfall nichts als eine mehr feucht- oder mehr fröhliche Abwechslung im sportlichen Leben des jungen Seglers sein.

Was man andern "übel nimmt"

von

Peter Panter



„Daß er mir das Geld nicht zurückgegeben hat; daß er mit meiner Frau durchgebrannt ist; daß er den Artikel über mich veröffentlicht hat — das nehme ich ihm alles nicht übel. Aber daß er mich auf der Straße nicht zuerst begrüßt hat — das — — —“

Warum man andere Leute haßt, hat vielerlei Gründe, die meisten lassen sich finden. Warum man sie verachtet: desgleichen. Aber was man den Leuten „übel nimmt“ . . . das muß man erst auseinanderverposamentieren.

*

Da ist also zum Beispiel die Platte Accordeon 0022, das ist deine allerliebste Lieblingsplatte. Auf ihr singt Miß Sylvania Koschuby (Alaska) den erschütternden Song „Why am I so blue — —!“ und du hast sie dir schon 54 mal vorgespielt. Und nur im Freundeskreise

andeutungsweise davon Mitteilung gemacht; denn gute Platten sind ein Geheimnis, man soll sie hüten. Du hast sie gehütet. Eines Tages aber ist Anton mal heraufgekommen, hat gesagt: „Na, alter Junge — was machst du immer —?“ hat auf deinen Zigarren geraucht und in deinem Whisky herumgetrunken . . . und in einer Minute der Seelenweichheit spielst du ihm vor: „Why am I so blue — —“ Und bevor du die Nadel ansetzest, sagst du: „Anton. Paß auf. Du stehst an einem Wendepunkt deines Lebens. So was hast du überhaupt noch

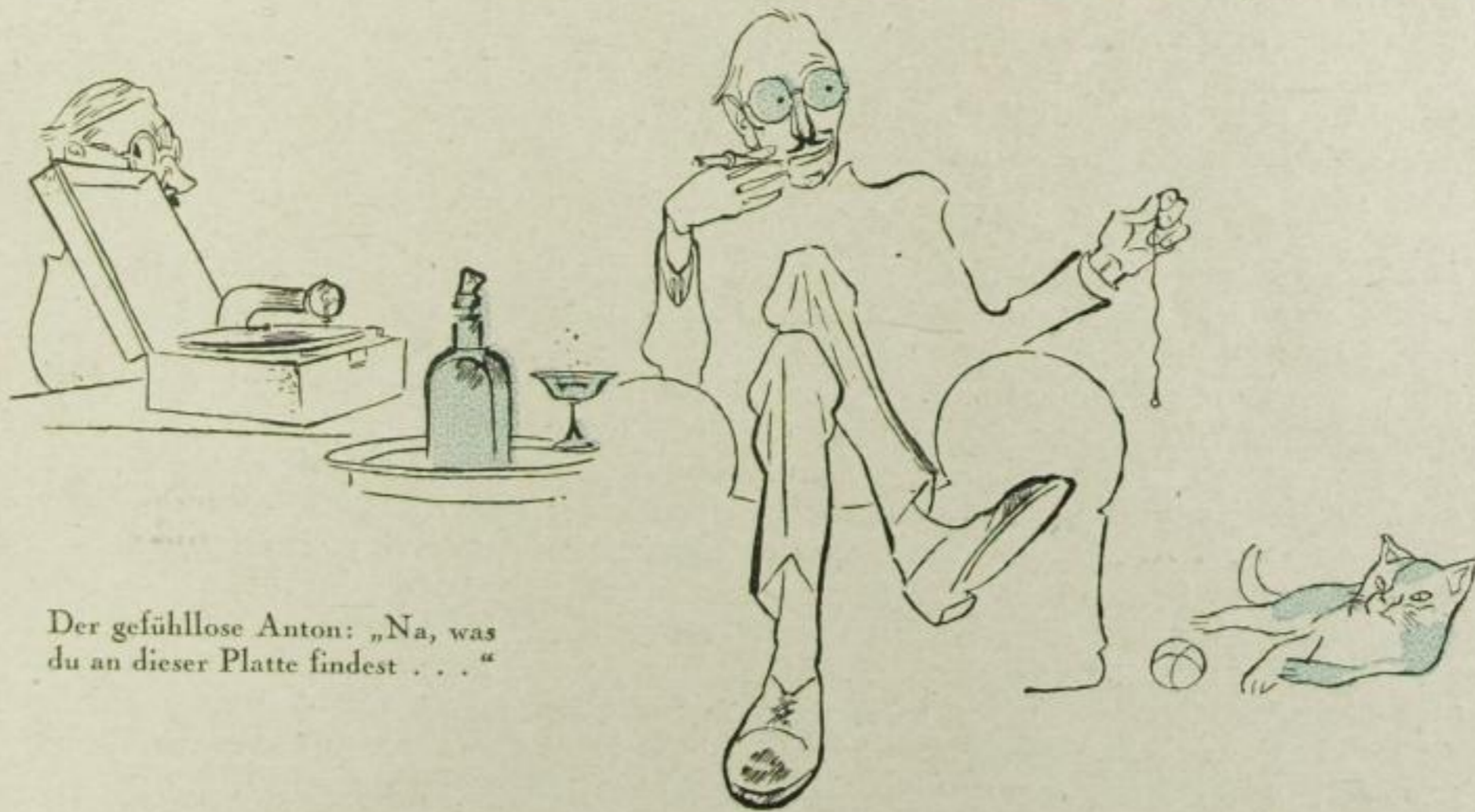
nicht gehört — laß mal jetzt den Quatsch mit der Katze und hör zu —!“ Accordeon 0022 beginnt dahinzugleiten . . . Anton läßt natürlich die Katze nicht, hört aber zu. Platte aus. Du: „Na?“ Anton: „Also —, was du daran findest —“ Diese Freundschaft hat ein Loch. Das nimmst du ihm übel.

Wir nehmen mancherlei übel.

Zum Beispiel, wenn der andere eine listig ins Gespräch gesetzte Pointe, auf die du ungeheuer stolz bist, glatt überhört. Du hast von Onkel Paul, fein, geistreich und zugleich charmant, nicht gesagt „Paul Kleff“, auch nicht „Onkel Paul“, sondern „Paul beziehungsweise Irmchen“, was für den, der die Verhältnisse kennt, eine tödliche Bosheit ist . . . Dein Gegenüber tut nichts dergleichen. Hat er gar nicht gehört. Hört ja nie zu, der Mann. Das nimmst du ihm übel.

Generell übelgenommen wird den „Auch-Sagern“. Es gibt ja bekanntlich einen wilden Volksstamm, der aus solchen besteht, die du gar nicht kennst, die aber hinter dir an den Schalder kommen, nach dir beim Kellner bestellen, alles mit „auch“. — „Mir auch 'n Mokka —!“ Wieso: „auch“? Hängt sich der Kerl vielleicht an meinen Königlichen Mokka an? Uebel nimmst du es ihm.

Du nimmst übel, wenn du von einem ganz kleinen, ganz, ganz unbekanntem Nest in Südfrankreich erzählst, so klein und so billig und so sonnig und so südfranzösisch — und, na, überhaupt! „Kenn ich“, sagt der andere. „Da war ich im vorigen Jahr mit meiner Frau!“ — Du nimmst übel, wenn du einem Mann mit Zahnweh deinen Zahnarzt empfiehlst und er geht zu einem andern, bei dem er nun hoffentlich bald eingehen wird; du nimmst übel, wenn du bei einer frisch kennen gelernten Familie den Hund streichelst (weil du die Tochter süß findest), der Hund aber wendet den Kopf ab, ganz langsam dreht er ihn nach der andern Seite, das heißt auf hündisch „Geschenkt“. Das nimmst du erst dem Hund übel, danach auch ein klein wenig der Familie, es überträgt sich. Du nimmst übel, wenn der andere ein schweres Wort beim Kreuzworträtsel viel schneller heraus hat als du, und dann auch noch so tut, als ginge er mit dem verdammten Wort schlafen, Bildungsprotz, infamer . . .! Du nimmst übel, wenn du, nicht Tennis spielend, mit einem guten Freund zusammen bist, der plötzlich an einen Tennis-Trainer gerät und auf einmal die Fachworte schwirren läßt . . . das hat man nicht gern, man steht so draußen, und außer-



Der gefühllose Anton: „Na, was du an dieser Platte findest . . .“



Zeichnungen von Martin Koser

Wieso gelingt es dem Nebenmann, sein Haar genau so geschnitten zu bekommen, wie er es wünscht? Das nehmen wir ihm übel . . .

dem ist es affektiert —, wenn man es selbst nicht sagen kann. Du nimmst übel, du nimmst übel.

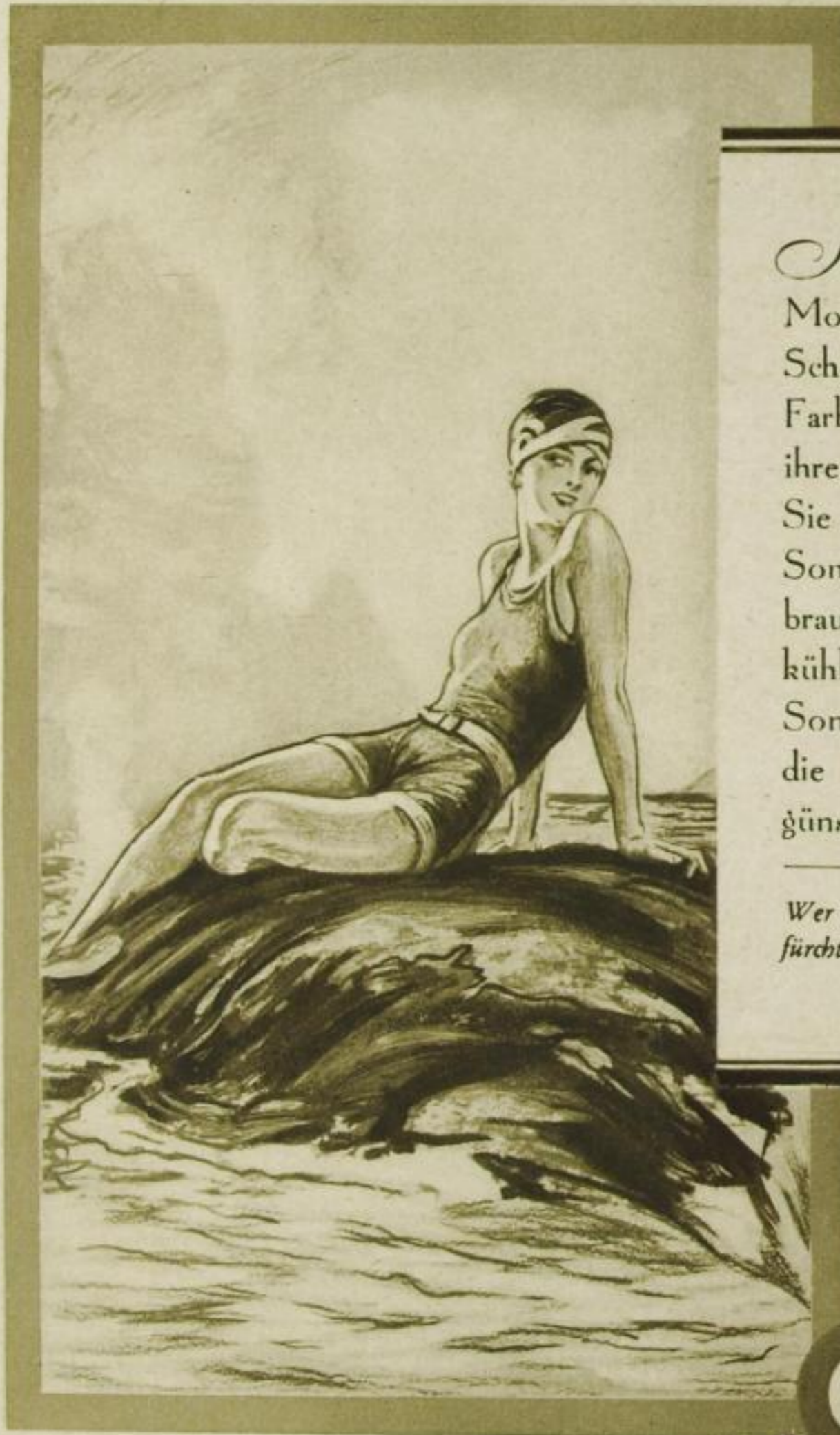
Kennen Sie den, der so satt zufrieden ist? Dem das Glück aus allen Knopflöchern leuchtet? Wir mögen das nicht, wir verübeln ihm sein Glück ein wenig, es ist nicht Neid, das wäre sehr einfach — er ist so frech und fett glücklich . . . Wir nehmen ganz besonders übel, wenn wir, vor der Macht zitternd, bei der wir unser Geld verdienen, einen treffen, der auf diese Macht pfeift, au! das nehmen wir aber übel! Dem neu einsteigenden Mann im Coupé nehmen wir überhaupt alles übel: seinen niedrigen Kragen, seinen neuen Koffer, seinen Apfel, seinen Hut und seine Existenz . . . wir nehmen es dem Nebenmann beim Friseur übel, daß er so frech zu dem Barbier ist, und nun gelingt es ihm, sein Haar genau so geschnitten zu bekommen, wie er das wünscht (bekanntlich das Zeichen höchsten Mannesmut), ein böser Blick geht da hinüber . . . Wir nehmen übel, wenn uns jemand geistig abstempeln will:

„Sie sind eben Freudianer!“ — „Ich bin gar kein Freudianer!“ sagst du, denn er hat dich nicht in einen Kasten zu legen, mit einem Etikett oben drauf, wir sind komplizierte Naturen, das wäre ja noch schöner . . .! Wir sind wie die Tante auf dem Sofa: wir nehmen überhaupt übel.

Warum —?

Weil die winzig-kleinen Demütigungen, die nadelfeinen, manchmal stärker pieken als die großen, niederschmetternden; weil nichts so schmerzt wie verletzte Eitelkeit — und weil etwa Dreiviertel von dem, was geschieht und nicht geschieht, auf den sozialen Geltungstrieb zurückzuführen ist, der viel, viel stärker ist, als wir ahnen. Die Welt ist eng, leicht haben wir Tuchfühlung mit dem Nebenan, noch leichter stößt der Nachbar, bewußt oder aus Versehen, dir den spitzen Ellenbogen in die Seite deiner Seele . . . und dann steht das Ich auf: Wir sind doch auch noch da! Hat das etwa einer gesehen? Und nehmen übel.

Der Mensch besteht aus Knochen, Fleisch, Blut, Speichel, Zellen und Eitelkeit.



Sonnengebräunt ist die Mode des Sommers . . .
Schöne Frauen wollen diese Farbe haben, aber fürchten, ihre Haut zu verderben . . .
Sie sollten "Kaloderma-Sonnenbrand-Creme" gebrauchen, die geschmeidige, kühle Hautcreme, die vor Sonnenbrand schützt und die bräunliche Färbung begünstigt . . .

Wer Sonne liebt, doch Sonnenbrand fürchtet, braucht "Kaloderma-Sonnenbrand-Creme".

RM 1.—
die Tube



KALODERMA Sonnenbrand - Creme

F · W O L F F & S O H N · K A R L S R U H E

A h u = A m f c h a u

Was von Millionären erzählt wird. Von Dora Sophie Kellner |
Kriegskinder. Erinnerungen einer Fünfundzwanzigjährigen. Von
Ursula Schrecker | Preßluft überall. Von John Fuhlberg-Horst |
Zwei neue Lawinenrätsel. Auflösung der Lawinenrätsel aus der
vorigen Nummer | Golf mit Wörtern | Die Generalversammlung.
Von Elsa Maria Bud | Wallace macht Schule. Eine Geschichte
aus Sachsen. Von Hans Reimann | Frag' mich noch was!



Was von Millionären erzählt wird

Vom Mutterwitz der oberen Zehntausend

Von

Dora Sophie Kellner

Witz und Anekdote haben sich von jeher gern mit den großen Zeitgenossen beschäftigt; je höher ein Held in den Augen des Volkes stand, desto mehr Legenden und geflügelte Worte knüpften sich an seinen Namen. Nicht mit Unrecht gilt es als Maßstab der Popularität, wie oft das Bild eines berühmten Mannes als Karikatur in den Witzblättern erscheint.

In unserer geschäftstüchtigen Zeit sind es die Reichen, die von der Allgemeinheit als Heroen bestaunt und beneidet werden. Zahllose Geschichtchen sind von ihnen im Umlauf, und so mancher arme Teufel mag sich mit einem besonders boshaften Scherz über den Abstand getröstet haben, der ihn von dem bewitzelten Millionär trennte. Gewiß sind viele dieser Anekdoten erfunden. Aber zweifellos gehen viele Aussprüche, die man den Erfolgreichen zuschreibt, auch wirklich auf sie zurück. Denn gerade unter denen, die sich aus eigener Kraft

ein Vermögen erworben haben, finden sich viele Originale mit Mutterwitz und der besonderen Art von trockenem Humor, die so schnell volkstümlich wird. So hat der Baron James Rothschild durch seine treffenden Antworten sich schon lange vor dem Höhepunkt seiner Karriere einen Namen gemacht. Er war wegen seiner scharfen Zunge geradezu gefürchtet, und zweifellos hatte er auch Gelegenheit, sich zum hartgesottenen Zyniker auszubilden; dank seinem Weitblick konnte er nacheinander fast sämtliche Fürsten Europas zu seinen Schuldnern zählen, was gewiß dazu beitrug, seine Illusionen frühzeitig zu zerstören. Am schlechtesten kamen bei ihm die Kollegen weg, die nicht streng einwandfreie Geschäfte machten. Zum geflügelten Wort ist die Abfuhr geworden, die er dem Finanzier Pereira zuteil werden ließ. Der Spanier war in ganz Frankreich wegen seiner unreellen Geldgeschäfte berüchtigt, und Rothschild be-

Die Filmkünstler:

Vera v. Schmitterlöw
Walter Slezak



Nach dem Entfernen überflüssiger Härchen

werden Sie sich im Seebad viel freier bewegen. Achselhöhlen, Nacken und Beine zeigen **keine indiskreten Härchen** mehr. Sie werden sich gepflegt und folglich sicher fühlen.

Seien Sie aber vorsichtig in der Art des Haarentfernens. Verwenden Sie "Dulmin-Enthaarungscreme". "Dulmin" ist fast geruchfrei, sehr mild für die Haut und von verblüffend schneller Wirkung. Nur wenige Minuten dauert die Anwendung.

In jahrelanger Versuchsarbeit ist "Dulmin" zu ihrer heutigen Vollkommenheit, die alles Ihnen bekannte bei weitem übertrifft, entwickelt worden. Nach einmaligem Versuch werden Sie bestimmt, wie alle "Dulmin"-Kennerinnen, jedes andere Enthaarungsmittel zurückweisen.

Kleine Tube M. 1.25
Große Tube M. 2.-
Probetube zu M. 0.50
Überall erhältlich.

DR. M. ALBERSHEIM
Abt. 23 D7
FRANKFURT a. M. u. LONDON

DULMIN

Enthaarungs-
Crème

Die Vollkommene

GARANTIE: Wir zahlen das Geld zurück, wenn Sie mit der Wirkung nicht zufrieden sind. Gebrauchs-Anweisung beachten!

Wir werben
durch
Wahrheit



handelte ihn denn auch, so oft er ihn in Gesellschaft traf, wenig freundlich. Darüber aufgebracht, sagte Pereira: „Wenn ich wollte, könnte ich auch Baron sein.“ „Das ist ein Irrtum“, erwiderte Rothschild spöttisch. „Es gibt zwar Finanzbarone, aber nur Industrieritter.“

Eine Aristokratin, die sich gar zu gern Börsentips von ihm geholt hätte, obwohl sie wußte, daß der Baron private Unterhaltungen über Geschäfte haßte, fragte ihn einmal auf einem Ball, warum die Staatsrente gefallen sei. „Meine Teure,“ antwortete der Bankier, „wenn ich wüßte, warum die Papiere steigen oder fallen, hätte ich mir längst ein Vermögen erworben.“

Eines Tages war er an seinem Schreibtisch mit wichtigen Arbeiten beschäftigt. Man führte einen Besucher herein. „Bitte, nehmen Sie einen Augenblick einen Stuhl, ich stehe sofort zur Verfügung.“ — „Aber mein Herr, ich bin der Herzog von M.“ — „Sehr schön, dann nehmen Sie, bitte, zwei Stühle.“

Einer seiner Angestellten unterhielt sich mit ihm darüber, wie man wohl sein Glück machen könne. „Man braucht nur zwei Eigenschaften,“ sagte Rothschild, „Anständigkeit und Geschick. Die Anständigkeit besteht darin, seine Verpflichtungen zu erfüllen.“ — „Und das Geschick?“ — „Keine zu übernehmen.“

Ebenso witzig ist der Berliner Bankier Fürstenberg, der sich durch seine bisigen Bemerkungen weit über seinen Wirkungskreis hinaus einen Namen gemacht hat. Ein Bekannter beklagte sich, er habe ihn den ganzen Morgen angerufen, ohne ihn zu erreichen. — „Sie haben eben keinen guten Ruf“, erwiderte Fürstenberg. Ueber die Börsenpapiere sagte er: „Stehen sie niedrig, so kann man nicht essen; stehen sie hoch, so kann man nicht schlafen.“ Von einem anderen Finanzmann sagte er: „Der Kollege X. und ich sind wie zwei Einbrecher. Beide haben wir Angst. Er, daß er gefaßt wird, und ich, daß ich etwas liegen lasse.“

Ueberhaupt leistete er sich Großes in Selbstironie. „Dividenden“, sagte er, „sind der Teil des Gewinns, den man bei bestem Willen nicht mehr verstecken kann.“ Er wurde aufgefordert, etwas zu erzählen. „Schön, wenn es sein muß — also eine Räubergeschichte: Es war einmal ein Bankier . . .“ — „Na und, und?“ drängten die Freunde, „wie geht's weiter?“ — „Schon aus“, schmunzelte Fürstenberg.

Er ist ein Feind der großen Gesellschaften. Einmal gab er einen Ball und langweilte sich entsetzlich. Ein Gast kam auf ihn zu: „Ich möchte mich verabschieden, Herr Fürstenberg“, sagte er. „Einer nützt mich nichts“, erwiderte der Gastgeber. — Auf einer Matinee kam ein Besucher zu spät. „Pst, pst,“ warnte Fürstenberg, „sie schlafen schon.“

Er spielt sich auch gern als Menschenfeind auf. Ein Freund fragte ihn: „Wissen Sie schon, wer gestorben ist?“ — „Mir ist jeder recht.“ — Beim Verlassen der Börse wandte sich ein Bekannter an ihn: „Wollen wir zusammen fahren?“ — „Ich fahre ohnedies zusammen, wenn ich Sie sehe“, antwortete der Bankier.

Weniger durch seinen Witz als durch die unfreiwillige Komik seiner Aussprüche berühmt war der Wiener Finanzmann Todesco. Einem Freunde, der durch Spekulation ein großes Vermögen gewonnen und wieder verloren hatte, sagte er tröstend: „Mein Lieber, die Börse ist wie eine Lawine — mal rauf, mal runter.“ Als einmal während einer furchtbaren Baisse alles in Aufregung herumlief und nach ihm verlangte, schrie er seinen Prokuristen an: „Bin ich denn ein Vogel, daß ich an zwei Orten zugleich sein kann?“

Am beliebtesten sind natürlich die Anekdoten, die vom Geiz der Millionäre berichten. Die große persönliche Bescheidenheit vieler Magnaten wird ihnen meist schlecht ausgelegt. Besonders in Amerika verlangt man vom Reichen, daß er einen gewissen Aufwand treibt, und verzeiht ihm dann das viele Geld leichter; bleibt er für seine Person an-



Die berühmte orientalische Primadonna, Jovita Fuentes aus Manila, in ganz Europa durch ihre einzigartige Verkörperung der „Butterfly“ bekannt, schreibt uns:

„Seit meinem Aufenthalt in Deutschland benutze ich zur Pflege meiner Zähne ausschließlich Ihr **Chlorodont** und bin mit dem Erfolg so zufrieden, daß ich keine andere Zahnpaste mehr gebrauchen werde.“

Jovita Fuentes.

Chlorodont-Zahnpaste

Tube 60 Pf. u. M 1.—

Chlorodont-Mundwasser

Flasche M 1.25

Chlorodont-Zahnbürsten

Stück 70 Pf. u. M 1.25

Man verlange nur echt Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück.

spruchslos, so nimmt man ihm das sehr übel, und zahlreiche Legenden über Knauserei und Knickrigkeit sind die Folge. So erzählt man sich von einem der reichsten Männer der Welt, daß er einmal in der Woche mit einer Tasche voll der kleinsten amerikanischen Kupfermünzen in der Nähe seiner Besitzung spazieren geht, um die Dorf-kinder, die ihm begegnen, mit je einem Cent — vier Pfennigen — zu bedenken. Einmal hatte sein Sekretär versäumt, rechtzeitig für das Kleingeld zu sorgen, und brachte in der Eile nur Fünf-Cent-Stücke zusammen. Aber der Milliardär weigerte sich, diese Münzen auszugeben, um keinen Präzedenzfall zu schaffen, und verschob den Spaziergang auf die nächste Woche.

Von einem anderen berichten böse Zungen, daß er in steter Angst vor Ausbeutung lebte. Besonders den Aerzten wollte er nicht gern in die Hände fallen. Eines Tages erkrankte er aber dennoch. Das Konzilium erklärte, er müsse sofort operiert werden. Als er aber hörte, daß die Sache 5000 Dollar kosten würde, verzichtete er. Die Schmerzen stiegen, mit ihnen die Gefahr, aber er weigerte sich beharrlich. Endlich lag er in der Agonie. Der Neffe konnte es nicht mehr ansehen, sandte nach einem anderen Chirurgen, näherte sich dem Bett und sprach: „Onkel, wir werden dich jetzt ins Sanatorium bringen, dieser Herr hier macht es für 2000 Dollar.“ — „Noch zu teuer“, flüsterte der Millionär, drehte sich auf die andere Seite und starb.

Rockefeller, der reichste Mann der Welt, gab, wie Kapitän Kaempf von der Hapag selbst berichtet, bei einem Wohltätigkeitskonzert, das während der Ueberfahrt an Bord gegeben wurde, genau einen Dollar. Sein Golfjunge an der Riviera bekam jedesmal zehn Centimes (acht Pfennig) Trinkgeld. Sehr hübsch ist die Anekdote von der Uhr. Auf sei-

nem Landgut in den Pocantico-Bergen arbeiteten Tagelöhner an einem Graben. Er sah streng darauf, daß sie keinen Augenblick der bezahlten Arbeitszeit versäumten. Leider gingen aber die wenigen Taschenuhren, die sich bei ihnen befanden, sämtlich falsch. Um ihnen die Ausrede zu nehmen, ließ Rockefeller eine Turmuhr kommen und in einen eigens hergestellten Glockenturm einbauen, so daß die Schläge weithin hörbar die Stunde verkündeten. Wer fortan zu spät kam oder zu früh wegging, dem wurde die Minutenzahl abgezogen.

Rockefeller sträubte sich genau so gegen das Steuerzahlen, wie irgendein kleiner Kaufmann, der gegen den Bankrott kämpft. Seit langem schuldete er 62 Millionen Dollar an den Staat. Es konnte aber nicht zur Zwangsvollstreckung geschritten werden, weil die Gerichtsvollzieher nicht auf das Grundstück gelassen wurden; bekanntlich ist in Amerika und England selbst diesen Beamten das Eindringen verboten. In diesem Falle wurde der Milliardär aber überlistet. Seine Nichte machte auf einem Ball die Bekanntschaft eines eleganten jungen Mannes und lud ihn zum Tee ein. Er erschien auch, und mit ihm drei andere Gerichtsvollzieher, die sofort sämtliche Möbel pfändeten und den Hausherrn so zwangen, die 62 Millionen zu erlegen. Er soll aber auch damit noch ein gutes Geschäft gemacht haben, da in Wirklichkeit seine Steuern weit über 100 Millionen betragen.

Rockefeller gilt aber im Volksmund nicht nur für geizig, sondern auch für neidisch. Sein Gutsnachbar, ein Irländer namens Foley, ein früherer Fabrikant, erzählte, Rockefeller habe an der Gartenmauer hohe Bäume gepflanzt. „Er will wohl nicht, daß Sie zu ihm hinübergucken?“ — „O nein, er kann es nur nicht aushalten, zuzusehen, wie mein Reichtum gedeiht.“

*Folgt dem Zeichen der Natur,
trinkt Matheus Müller nur!*



Kriegskinder

Erinnerungen einer Fünfundzwanzigjährigen

Von Ursula Schrecker

Ich bin im Krieg aufgewachsen. Ich hatte vergessen, wie es war — ehe man hungerte. Ein ausreichend besetzter Mittagstisch war mir nichts Selbstverständliches in meiner Kinderzeit, da fing für mich das Märchen an.

Wir saßen auf den Stufen vor unserer Haustür, Trude, Werner und ich — und Werner erzählte uns beiden, daß er einmal eine Schlackwurst ganz für sich allein aufgegessen habe — in einem Male — von Anfang bis zu Ende.

Trude wollte nicht zurückstehen und behauptete, ihre Mutter brauche bloß in den Laden zu gehen, dann bekäme sie Kleiderstoff, soviel sie wünsche — ohne Bezugsschein! Der Geschäftsführer dort sei nämlich ihr Onkel.

Ich rächte mich an den beiden Aufschneidern, indem ich sagte: „Das ist Verrat am Vaterlande.“ Ich hatte Erfolg mit meinem Strafwort. Man schwieg betreten. Man lachte mich nicht aus.

Mein Vater hatte mich so zu sprechen gelehrt. Es ging streng zu bei uns daheim. Fast wäre meine kleine Schwester umgekommen — in der Entsagung um des Vaterlandes willen. Darum hinterging meine Mutter ihn und empfing heimlich Pakete vom Lande, wo sie eine Schwester hatte. Ich habe anfangs große Gewissensqualen deswegen gelitten. Später hörte ich einmal den „Lebensmittelamtsdiktator“ unserer kleinen Stadt lachend sagen:

„Ja, sehense, Herr Oberlehrer — — einteilen muß man ja, so gut es geht. Aber wer schlau ist, hält sich ran! Immer so hinten herum. Das muß eben sein!“

Was alles „eben sein mußte“, lernte ich im Laufe des Krieges. Das wurde meine Erziehung vom Kinde zum Erwachsenen. Als sie begann — die Erziehung — der Krieg — war ich bereits

lange genug der Schule ausgesetzt gewesen, um gelernt zu haben: Ein deutscher (speziell preußischer!) Krieg ist die heldenmütige Abwehr der Angriffe böser, neiderfüllter Feinde und endet — muß enden! — in deren schmachlichem Untergang. Denn: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt!“

Ich wußte, daß zu einem Kriege Begeisterung gehört. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht, und mit ganzem Herzen nahm ich teil an Hurra und Rausch. Die deutsche Welt war voller Helden. Ich auch war eine Heldin. Ich opferte meine goldene Halskette schon in der ersten Woche.

Am 14. August 1914 aber sah ich folgendes: einen langen Zug, der nach Westen fuhr. Vorn rollten die Wagen mit Kanonen und Maschinengewehren. Hinten nach die Lazarettwagen. Ich stand starr. Sagte dann zu meinem Bruder: „Du, das ist entsetzlicher Unsinn.“ Der aber hatte schon mehrere solcher Züge gesehen und sagte, daß das immer so wäre.

In der Schule legten sie extra Strickstunde ein, und wir lernten Scharpie zupfen. Dabei stimmten wir neugedichtete Vaterlandslieder an. Zum Beispiel: „O Deutschland hoch in Ehren“.

Wir bekamen als Hausaufgabe, die Heeresberichte zu verfolgen. Wenn über 100 000 Gefangene gemacht waren, bekamen wir „siegesfrei“. Später, als immer nur zu lesen stand: „Im Westen nichts Neues“, — fragten sie uns nicht mehr danach. Mir war es längst altgewohnt und uninteressant geworden, was draußen vorging. Selbst an die Todesanzeigen in den Zeitungen hatte ich mich gewöhnt. Es mußte alles sein. Es war das große Unabänderliche. Der Krieg war mein Horizont, kam mir nicht nahe. Nahe war mir der tägliche

Männer der Arbeit Herren der Zeit...

Das Automobil
ist die schärfste Waffe des modernen Men-
schen im Kampfe gegen Entfernung und Zeit.

Die Erfolgreichen unter uns wissen:

Auto ist Aufstieg!

Für den Einzelnen wie für die Gesamtheit!

Die Erfolgreichen unter uns haben ein
scharfes Auge für den Wert der Dinge.
Auch beim Ankauf eines Automobils. Sie
wählen das *Zweckmäßige* und das *Solide*. —

Sie stellen in Rechnung, daß die *kapital-
stärkste* und *bestausgerüstete* Automobilfa-
brik des Kontinents auch die *preiswürdigsten*
Wagen liefern kann — und tatsächlich liefert!

Sie haben ferner gelernt,
daß beim Auto der Wert nicht allein im Pro-
dukt steckt, sondern auch im *Kundendienst*.

... Darum fahren *die Erfolgreichen unter
uns* O P E L — und sind stolz auf ihn!

O P E L

Mittagstisch. Um meine kleine Schwester sorgte ich mich. Sie brauchte Milch und Butter, und niemand konnte ihr das verschaffen. Ich durchforschte die Zeitung — nicht nach Heeresberichten —, sondern nach der „Butterverteilung“ und dem Buchstaben „G“, der uns galt.

In der Schule lernten wir wenig. Das wurde jetzt auch nicht wichtig genommen. Viele Lehrer waren im Krieg. Wir mußten während des Sommers Feldarbeit tun. Auf diese Weise verhalfen wir unseren Samenbauern zu billigen Arbeitskräften. Sie wurden damals sehr reich durch Zuckerrüben und Saatzwiebeln.

Manchmal standen ihre Namen großgeschrieben in den Zeitungen, weil sie wieder einmal sehr viel Geld gespendet hatten für die Kriegerwitwen und -waisen. Sie wurden Vaterlandsfreunde genannt, denn sie sorgten dafür, daß „ihrem“ Deutschland die Samenindustrie erhalten blieb.

Wir halfen mit dabei: den geringen Verdienst, den wir auf solche Weise erwarben, schenkten wir dem „guten Zweck“. Selbstverständlich. Das „Rote Kreuz“ erhielt von jeder aus meiner Klasse 2,80 M. die Woche.

Aber eines Tages besahen wir unsere Schuhsohlen, die zu Tode strapaziert worden waren in den Ackerfurchen, und es wurde uns plötzlich klar, daß etwas sehr im argen läge mit unserer „Feldarbeit“.

Die Töchter unserer Arbeitgeber hatten stets heile, feine Schuhe an, wenn sie durch die Stadt spazierten. Sie waren auch nicht vom Leder-Bezugschein abhängig wie wir.

Wir saßen am Feldrain, aßen Kohlrübenbrot mit Kohlrübenmarmelade und besprachen einmal alles gründlich. Man hatte uns eine Tonne voll Kaffee — schönen dunkelbraunen Kornkaffee mit Magermilch — herausgefahren. Das war eine große Labung für uns.

Aber nun waren wir soweit und hatten herausgefunden, daß es ein Unsinn sei, die letzten Schuhsohlen zu zerreißen, ohne einen Pfennig oder ein Stück Kuh-

haut für neue zu erhalten. Eine rief: „Den Zweck sehe ich wohl —, aber keinen guten!“

Das war das Ende der Feldarbeit, und der Anfang vom Ende aller solcher guten Zwecke. Wir fuhren fort, den Dingen auf den Grund zu sehen und sie bei Namen zu nennen. Wir nahmen von nun an unsere Sachen selbständig in die Hand. Unsere alte Lehrerin klagte: „Ihr habt keine Ideale mehr.“ Nein: — nachts träumten wir von Kartoffeln, — von weißen, trocknen, ungezählten, köstlichen Kartoffeln.

Ich durfte meine Wäsche nur noch alle 14 Tage wechseln, es gab keine Seife. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: d. 12. 12. 16 „Wenn Friede ist (— wenn wir gesiegt haben!?) — werde ich vier Wochen lang an jedem Morgen frischgewaschene, feingeplättete Wäsche anziehen. Ich werde dann seidene Strümpfe tragen, nur ungestopfte!“

Wir hatten kohlenfrei in jenem Winter 16/17 und mußten zu Hause alle zusammen in einem Zimmer sitzen, in dem einzigen, das man heizen und beleuchten konnte. Ich hatte einen Aufsatz als Hausaufgabe bekommen. Thema: „Aus großer Zeit“. Ich haßte meine lärmenden kleinen Geschwister, während ich ihn schrieb.

Im Frühling mußte mein Bruder ins Feld. Er war noch ein Kind. Mein Vater sagte etwas von „Pflicht“ und „das Vaterland ruft“. Mein Bruder hatte Furcht.

Einmal schrieb ich ihm einen Brief, in dem etwas von Heldentum stand. Da antwortete er böse, ich sollte den Quatsch lassen.

Am Ende kam wirklich die Revolution. Für mich war sie vor allem das Ende des Krieges. Der Wind pädagogischer Neuerungen wehte stärker in den Schulen. Wir griffen selber mit zu, als es neue Rechte zu erwerben galt. Wir hatten gelernt, für uns selbst zu sorgen.

Das Problem war geblieben: „Was werden wir essen? Womit uns kleiden?“ Aber die Lösung sah nun anders aus: Man mußte Geld verdienen.

X



MARY WIGMAN



Ein bezauberndes Schmuckstück, als harmonischer Abschluß des eleganten Nachmittags- und Abendkleides.

„Seit die Alpina-Uhr mein getreuer Begleiter wurde,

ist Friede zwischen mir und der Zeit“

„Seit Jahren habe ich einen erbitterten Kampf mit jenem Gegenstand geführt, der für die berufstätige Frau zu einer Art Wesensbestand geworden ist: mit der Armbanduhr. — Seit die Alpina-Uhr mein getreuer Begleiter wurde, ist Friede zwischen mir und der Zeit geworden; ihre Zuverlässigkeit nimmt dem jetzigen Lebenstempo die Atemlosigkeit. Daß die Alpina-Uhr auch ein Schmuckstück ist, macht sie zu einem besonders liebenswerten Lebensbegleiter.“

MARY WIGMAN,
Dresden, Bautzner Straße 107



Kein Wunder, daß die Alpina-Uhren bei anspruchsvollen Personen solchen Anklang finden. Denn die weitverzweigte Alpina-Genossenschaft — ihre Geschäfte sind über ganz Deutschland verteilt — überwacht sorgfältig die Herstellung der geschmackvollen Alpina-Uhren. Achten Sie auf das rote Dreieck, das Kennzeichen der Alpina-Uhrengeschäfte, wenn Sie bei diesem wichtigen Kauf individuell beraten und bedient werden wollen!



Alpina



UHREN

ALPINA - GRUEN GILDE
UHRENFABRIKEN

Ich gab Privatstunden; der Preis, dem jeweiligen Brotpreis angemessen. Der stieg ins Ungemessene, — meine Stundenpreise auch. So hielt man Schritt. Es mußte geschafft werden!

Zunächst einmal bis zum Abitur!

Das waren Aufgaben, die erzwungen werden mußten; — nicht Ideale, deren Wesen es ist, sich nie erreichen zu lassen, und die deshalb vage Begeisterung, Träumerei, Problematik waren. Bei uns war alles nüchtern, praktisch, gesund.

Das Gewicht der täglichen Sorgen balancierte uns gut aus. Haushälterisch mit unseren Kräften sind wir geworden, vernünftig, unrevolutionär. Wir wollten mit dieser Welt fertig werden! Keine neue wollen wir schaffen! Wir

wollen endlich einmal nicht mehr hungern, wollen uns gut kleiden — sichere „leistungsfähige“ Berufe haben. Wir wissen es: Deutschland ist eng geworden, überfüllt. Wir sind — jeder, jede für sich — dabei, einen guten, bequemen Sitzplatz zu bekommen in dem „Omnibus“. Wir machen euch Aelteren nichts vor. „Das muß eben sein.“ Wir sagen es laut.

Romantik, Problematik, wir werfen sie hinter uns. Lächelnd — oder verächtlich lesen wir in den Zeitungen: „Von der sexuellen Not der Jugend“. „Von der Not unverständener Jugend.“ — Was wollt Ihr? Was verstehen? Was helfen? — Laßt gut sein — wir sind selber verständig.

Pressluft überall!

Von John Fuhlberg-Horst

Zauberei mit Luft. — Luft hindert Vereisung, Luft treibt Petroleum aus der Erde, Luft reinigt die Wolkenkratzer, ladet Schiffsgeschütze und bläst den Rohrpostbrief kilometerweit. — Ohne Pressluft arbeitet keine Industrie.

Wenn spielende Kinder Papier-
tüten aufblasen und die prall-
gefüllten Säcke mit dem Schlage der
Hand knallend zerbersten lassen, haben
sie, ohne es zu wissen, Pressluft her-
gestellt, wenn auch nur in ganz, ganz
schwacher Form. Technisch wird in Kom-
pressoren, durch Dampf oder Elektri-
zität angetrieben, das Zusammenpressen
der Luft bewirkt, die dann, um sich von
ihren Fesseln zu befreien, Hindernisse
wegdrückt und so ihre Arbeit direkt
leistet oder in Druckluftspeichern bis
zur Verwendung aufbewahrt wird.

Schon mehr als ein halbes Säkulum ist
es her, daß Alfred Eli Beach, Verleger
und Erfinder, zu New York eine durch
Pressluft getriebene unterirdische Eisen-
bahn eigener Konstruktion laufen ließ.
Sie bestand zwar nur ein Jahr, zeigte

aber die Wege zur heutigen Rohrpost.
Und gerade fünfundzwanzig Jahre sind
vergangen, seitdem Pressluft sich als Pe-
troleumförderer betätigt. Ein pennsyl-
vanisches Oelfeld hatte rund 250 Mil-
lionen Fässer Erdöl geliefert, da schien
es erschöpft. Weil man aber gemäß der
etwa 14 Meter betragenden Stärke des
ölführenden Schichtenverlaufes anneh-
men konnte, daß noch zum mindesten
die tausendfache Menge Oeles drunten
lagern müßte, wurde Naturgas einge-
pumpt, worauf das Oel wieder zu fließen
began. Da Luft ebenfalls ein Gas ist,
tut es die gleichen Dienste, erspart aber
die wertvollen Mengen des Naturgases,
aus dem sich Gasolin herstellen läßt.
Wo das Verfahren, die Quellen durch
Pressluft wieder aufzumuntern, anwend-
bar war, schuf es doppelte, vierfache



Jack Hylton

und sein Tanzorchester
spielen die neuesten Tanzschlager

Wenn Sie an Ihren Ferientagen tanzen wollen, spielen die modernsten und beliebtesten Tanz-Orchester der Welt für Sie auf „Electrola“ und halten Sie und Ihre Freunde auch bei Regenwetter in bester Stimmung.

Das große „Electrola“-Programm sorgt für Abwechslung und amüsante Unterhaltung. Vorspiel ohne Kaufzwang.

Die humorvolle Künstlerin TRUDE HESTERBERG äußert sich begeistert: „Für mich gibt es keine Reise ohne „Electrola!“ — Bester Schutz gegen schlechte Laune bei Regenwetter!“

Der leichte, handliche Kofferapparat kostet

bei Barzahlung RM 150,—

oder bei Ratenzahlung:

Anzahlung RM 16,50

und 12 Monatsraten von . . RM 12,40

Gutscheine	(U 2)
Ausschneiden, ausfüllen, einsenden	
an ELECTROLA G. m. b. H. Nowawes	
Sind Sie Besitzer einer Sprechmaschine — ja	
— nein — Welche Marke	
Bitte um kostenlose Zusendung der monatlichen Musikschrift „Skizzen“.	
Name:	
Adresse:	

◆ ELECTROLA ◆

ELECTROLA GESELLSCHAFT M. B. H.
 BERLIN W8, Leipziger Straße 23; W15, Kurfürstendamm 35.
 FRANKFURT a. M., Goethestraße 3. KÖLN a. Rh., Hohestraße 103.
 „Autorisierte Electrola-Verkaufsstellen“ in Berlin und in jeder Stadt.

AUSERLESENSTE QUALITÄT

Hahlsen

SCHOKOLADEN UND ERFRISCHUNGSWAFFELN
FEINE GEBÄCKMISCHUNGEN
ZARTE BISKUITS

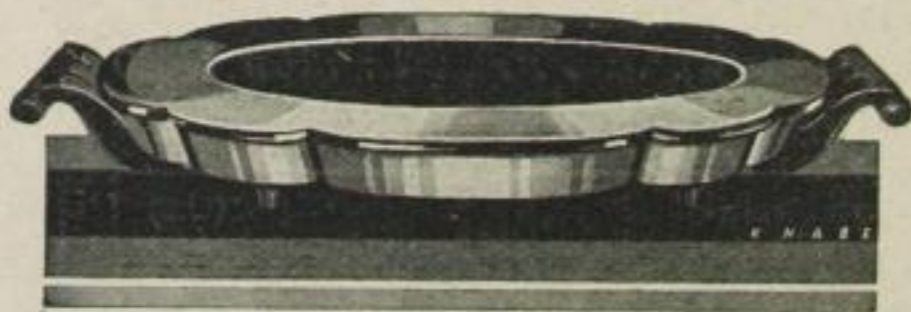
TET

LEIBNIZ KEKS

AUSERLESENSTE QUALITÄT

"KAWASS"

eine formschöne elektrische
WÄRMEPLATTE



*Wird an der Steckdose angeheizt.
Nach Entfernung der Anschluß-
schnur auf die Tafel gestellt, hält
sie aufgesetzte Speisen für die
Dauer des Essens warm.*

*Die Belästigung durch die
Anschlußschnur ist vermieden.*

A E G
FABRIKAT
PREIS RM. 45,-
ohne Anschlußschnur

ÜBERALL ZU HABEN

und selbst neunfache Ergiebigkeit des Petroleumstromes. Dicht an dicht, zu je hundert Quadratkilometern, stehen die Türme in den ölreichen Bezirken. In jede fünfte wird Preßluft eingepumpt, die sich unten auf die ölführende Schicht verteilt und sämtlichen Quellen neue Kraft verleiht.

Zum Schutze von Wasserturbinen gegen Eis dient die gleiche Preßluft und durchwirbelt das Wasser, daß es keine Ruhe zum Erstarren findet. Wolkenkratzer, im Straßenstaub und Schornsteinrauch gedunkelt, sehen „wie neu“ aus, nachdem feiner Sand, von Preßluft gegen die Betonmauer geschleudert, Schmutz und Ruß abgescheuert hat.

Preßluft knattert auf den Straßen, wo das Pflaster aufgebrochen, wo gerammt und neu gepflastert wird, wo die Schwellen der Bahnschienen zu stopfen sind, und bläst zum Schlusse auch noch die Fugen aus, bevor Asphalt eingegossen wird. Zwei Hämmer brechen bei zehnstündiger Arbeitszeit 160 Quadratmeter einer 30 Zentimeter dicken Betonschicht auf. Sowohl was die Schnelligkeit des Feststopfens von Schwellen als auch was das Pflastern betrifft, bringen durch Preßluft betriebene Werkzeuge viermal soviel fertig als der Handarbeiter.

Vor kurzem warf ein Bagger im New-Yorker Hafen seinen schweren Anker aus und zerbrach dabei das Hauptrohr der Wasserleitung für Staten Island. Salzwasser, Schmutz und Schlamm drangen in die Röhre, und Tausende von Menschen hatten kein Frischwasser. Preßluft leerte das Rohr, Taucher, denen durch Preßluft das Atmen ermöglicht war, stellten fest, daß ein neues Rohrstück angeschweißt werden müsse, was wiederum durch Preßluft möglich gemacht wurde.

Sie dreht die langen Rohre der Schiffsgeschütze und läßt sie, sie jagt den Torpedo durch die Wellen, schleudert aber auch das rettende Seil dem auf wrackem Schiffe Harrenden hinüber. Mit zartem Hauche taucht sie kostbare Gewebe in weichen Blumenduft, mit brutaler Ge-

walt zwingt sie die Nieten in die Eisenplatten des Schiffskörpers. Sie hämmert unvergleichlich stärker und schneller als ein Mensch es je vermag: 600 Schläge in der Minute donnern auf das Eisen nieder, und selbst ein Gewicht von mehr als zehn Zentnern wird sekundlich zwei bis drei Male auf den zu bearbeitenden Gegenstand geschmettert. Durch die Leitungen der Rohrpost reisen Briefe und Frachtsendungen, von Preßluft gejagt, in drei Minuten zwei Kilometer weit; aus den Orgelpfeifen schallen in machtvollen Klängen Preßluftschwingungen; Maschinen und Kessel, denen mit Bürsten und Tüchern nicht beizukommen, unterzieht Preßluft gründlicher Reinigung. Sie bläst aus flüssigem Glase Flaschen und Lampenkolben, sorgt für kräftigen Zug in Schornsteinen und Hochöfen, schließt bei drohender Gefahr die Schotten der Schiffe und spritzt Sand vor die Lokomotivräder, wenn sie der Glätte halber sich auf der Stelle drehen.

Preßluft überall! Unentbehrlich ist sie der Menschheit geworden, und wo immer mit eisernen Fäusten gewerkelt wird, da steht auch die Zauberin Preßluft in vorderster Reihe. Das Geräusch der Kompressoren fehlt in keinem technischen Betriebe und kann zur schönst klingenden Trostmusik werden, wie ein Vorfall oben im Felsengebirge zeigte, als der Grizzly-Creek-Tunnel gebohrt wurde.

Sechs Mann waren vorn im Tunnel-schacht, als niederbrechendes Gestein sie von der Außenluft abschloß und die Luftzuführung zerquetschte. Der leitende Ingenieur wußte, daß jenen der Erstickungstod ziemlich sicher sei, ließ aber nichtsdestoweniger die Kompressoren arbeiten. Nach Stunden gehetzten Weg-räumens waren die Verschlütteten erreicht: fünf Tote und ein Lebender. „Wir wußten, daß ihr bei der Arbeit waret,“ sagte dieser, „denn wir hörten die Kompressoren. Und das ließ mir das Warten leicht werden und auch ihnen, denen die Befreiung zu spät kam.“



werden Sie an heißen Tagen und sich wie neugeboren fühlen nach einer Mundspülung mit Ortizon. — Führen Sie Ortizon auf allen Reisen und Wanderungen mit. Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind bequem im Koffer und Rucksack zu verpacken und gefährden nicht durch Auslaufen den Kofferinhalt. Schon 1–2 Kugeln ergeben ein hochwertiges, vollkommen unschädliches Mundwasser, das nachhaltig erfrischt, gründlich reinigt und durch wirksame Desinfektion vor Ansteckung und Erkältung schützt.

Deshalb: Im Koffer und Rucksack stets

Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN





Zur persönlichen Hygiene der Frau

Gyneclorina

das wohlriechende Desinfektionsmittel in Tablettenform

zu Waschungen und Spülungen.
Wirkt geruch- und schweißbeseitigend,
daher im Sommer unentbehrlich.
Unschädlich. Erfrischend. Einfach anzuwenden.
Preis RM 2.— die Flasche mit 25 Tabletten.

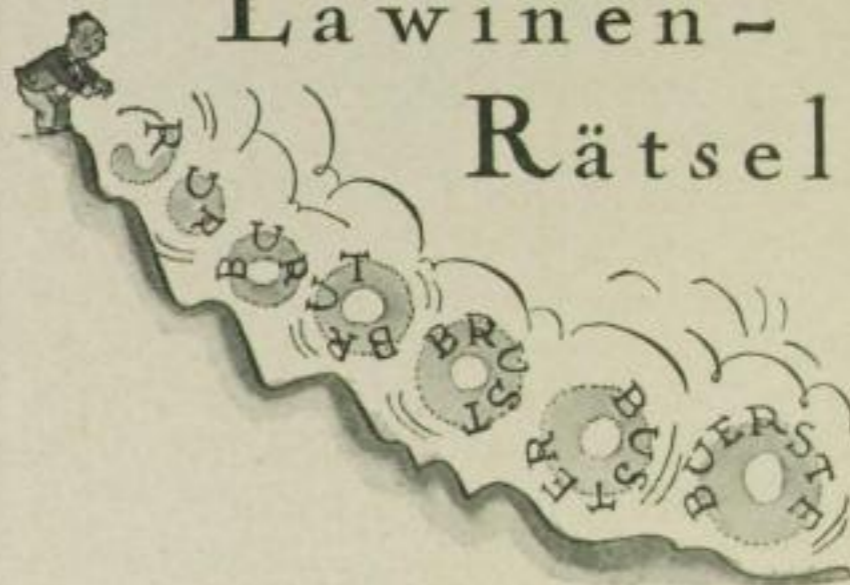
Jahresschau
Reisen und Wandern
8. Ausstellung

Dresden 1929
Wandern
Mai-Oktober

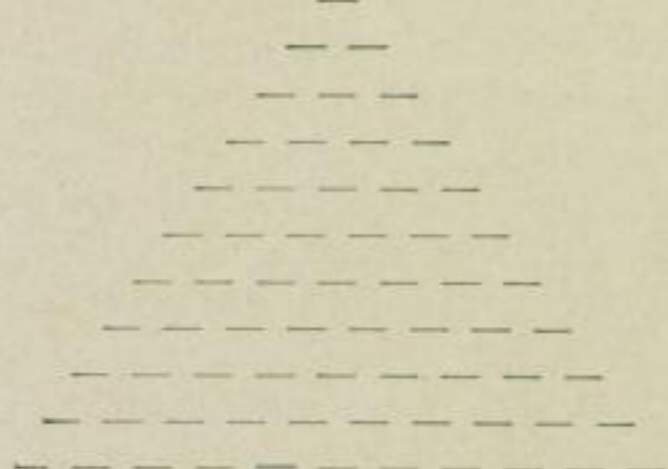
116

Zwei neue

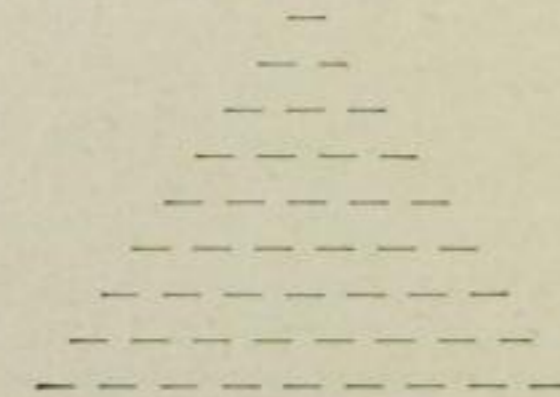
Lawinen- Rätsel



1. Vokal
2. Wissenschaftl. Abkürzung für „Das heißt“
3. Türkischer Titel
4. Getränk
5. Küchengerät
6. Schößlinge
7. Dahingleiten
8. Herstellen
9. Mitgliedschaft anmelden
10. Einer Behauptung widersprechen
11. Salven von Kriegsschiffen



1. Vokal
2. Flächenmaß
3. Gattungsbegriff
4. Gattungsmerkmal
5. Abweichung von der Norm
6. Kaufmännischer Begriff
7. Beet
8. Kleinkunsthöhne
9. Zierde des Katers



Auflösungen der Lawinenrätsel
aus dem vorigen Heft

E
DE
EID
LIED
DIELE
LEIDER
FLIEDER
LEIFERDE
FEDERKIEL
FEDERKLEID

⊙

O
O. R. (Otto Reutter)
TOR
BROT
BORTE
SORBET
BORSTEN
STOEBERN
NOTBREMSE
ABSTROEMEN

Golf mit Wörtern

Auflösungen aus der vorigen Nummer:

Wie schnell schwingt die „Lerche“ sich in die „Weite“? Wie trifft das „Schrot“ die „Brust“? Wie kommt der „Putz“ auf die „Schute“? Wie gelangt der „Fisch“ in den „See“? Wie kam die „Hummel“ in die „Kammer“? Wie rasch fährt der „Gatte“ aus der „Weste“?

Lerche	Schrot	Putz	Fisch	Hummel	Gatte
Leiche	Brot	Schutz	fesch	Hummer	Watte
Weiche	Brut	Schute	Fee	Kummer	Wette
Weite	Brust	See	Kammer	Weste	

Neue Aufgaben:

Wie quillt das „Harz“ aus dem „Stamm“?
Wie schafft man die „Beute“ zur „Seite“?
Wie kam der „Mohr“ auf die „Bahn“?
Wie gewinnt man aus „Licht“ „Luft“?
Wie kam der Maler „Stuck“ nach „Rom“?
Wie kommt das „Kalb“ auf den „Mond“?

Agfa-Grünfeld-Bade-Photo-Wettbewerb Sommer 1929

Die Agfa (I. G. Farbenindustrie A.-G.) Berlin und die Landeshuter Leinen- und Gewebefabrik F. V. Grünfeld, Berlin W 8, veranstalten einen Bade-Photo-Wettbewerb.

Die Beteiligung ist jedem gestattet, der die Bedingungen erfüllt.

Die ausführlichen Bedingungen des Wettbewerbes sind in den Badelisten der Firma F. V. Grünfeld enthalten. Diese Badelisten werden in allen Photogeschäften, die Agfa-Artikel führen, und in den Geschäften der Firma

F. V. Grünfeld
Berlin, Leipziger Straße 20-22
Kurfürstendamm 227
Köln, Krebsgasse (Industrie Hof)
Landeshut in Schlesien

kostenlos abgegeben. Auf Wunsch postfreie Zusendung durch die Versandabteilung der Firma F. V. Grünfeld, Berlin W 8 z

Als Preise sind ausgesetzt:
1. Preis M. 1000
10 Preise zu je M. 100 M. 1000
in Waren der Firma F. V. Grünfeld oder auf Wunsch in bar.
40 Preise zu je M. 25 M. 1000
100 Preise zu je M. 10 M. 1000
in Grünfeld Gutscheinen
1849 Trostpreise
2000 Preise
Die Namen der ersten 11 Preisträger werden spätestens Anfang November in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ veröffentlicht.



Bitte hier abtrennen!

Fa. F. V. Grünfeld • Versandabteilung • Berlin W 8 z
Senden Sie mir Badeliste Nr. 22 mit den Photo-Wettbewerbsbedingungen.

Name: _____
Stand: _____
Wohnort: _____
Straße: _____

Die General Versammlung



Die Vertreter aller Abteilungen fanden sich ein. Der Chef sah mit unzufriedenem Schnüffeln über die Versammelten hin, ehe er die Sitzung eröffnete.

„Ich gebe unserm Prokuristen Herrn Hirn das Wort zur Bilanz Erläuterung!“ Hirn kramte noch eine Weile in seinen Aufzeichnungen, ehe er mit scharfem Umblicken begann:

„Den Leitern unserer Hauptabteilungen ist bereits bekannt, daß wir in die-

sem Jahr vor einer auffallenden Verringerung des Gewinns stehen. Einzelne Hauptfabrikationszweige schneiden mit Verlust ab, einige Nebenfabrikate haben prosperiert, konnten aber das Minus nicht auffüllen. Zuerst und am beträchtlichsten ist die Unterbilanz in unserer Werkstätte für mechanische Energie. Es ist vielleicht zuviel in diese Zentralstelle verlegt worden; eine zunehmende Hast der Arbeit brachte es mit sich, daß die Fernversorgung mit Betriebsstoff zu



Oh,
meine armen Füße!

Ich nehme doch wieder

DIALON-PUDER

Filmschauspielerin Ilse Bachmann

*Knipsen
- aber mit*

Verstand!



Ein neues nützliches Ullstein-Sonderheft! Es will dem Amateur einige bittere Erfahrungen ersparen und ihm zu besseren Bildern verhelfen. Richtige Auswahl des Motivs, richtiger Ausschnitt des Bildes, richtige Belichtung und Entwicklung der Platte usw. – alles erläutert das Heft durch Bilder, zeigt das Ideal und die häufigsten Fehler des Anfängers. Preis 1.25 Mark

stahlhochhäuser

für den reihenwohnungsbau

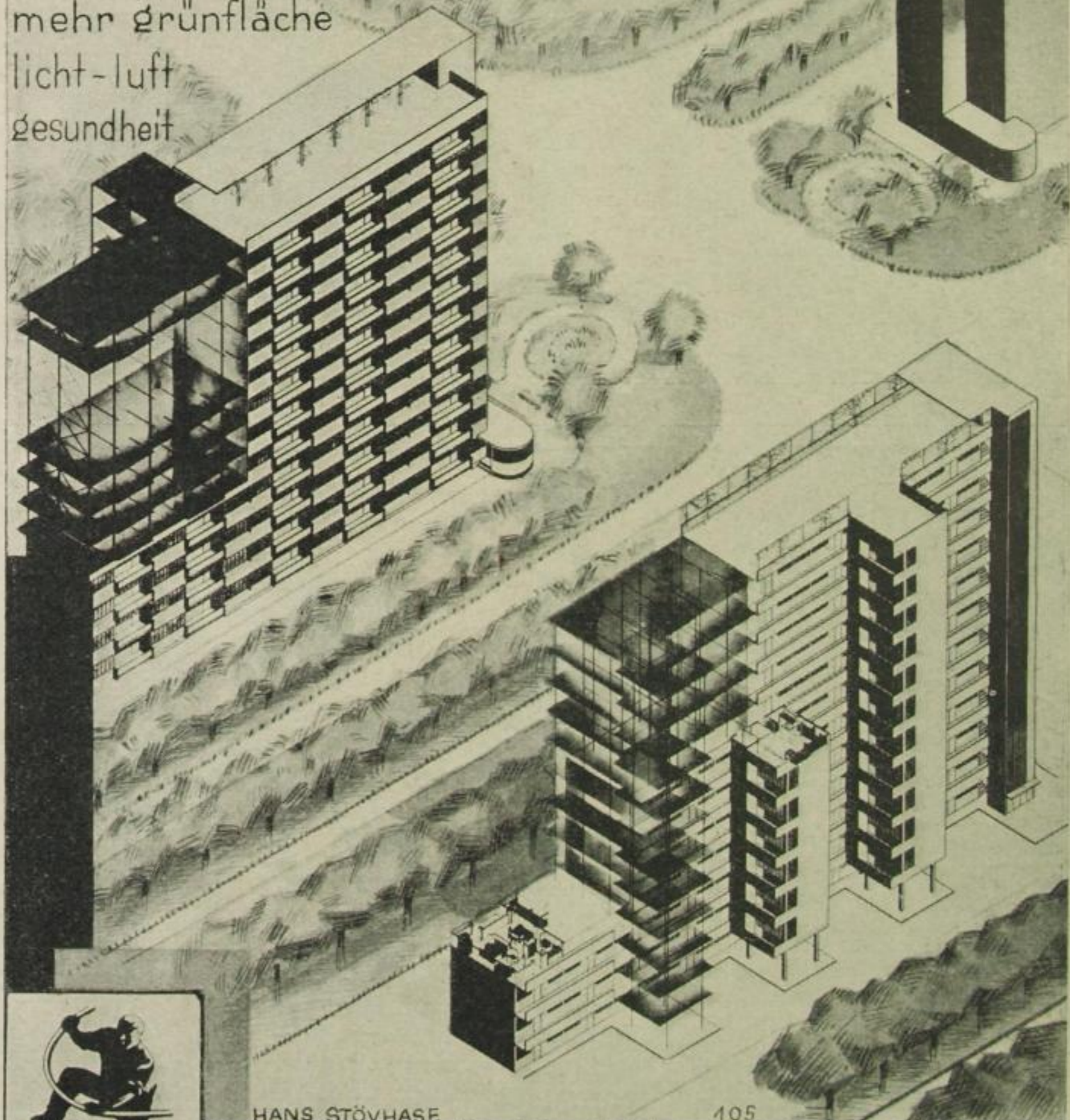
SYSTEM PROF. GROPIUS

mehr wohnraum

mehr grünfläche

licht-luft

gesundheit



HANS STÖVHASE

105

beratungsstelle für stahlverwendung düsseldorf stahlhof

stahlhäuser

für eigenheim
und siedlung

STAHLRAHMENHAUS, DRESDEN
SYSTEM SPIEGEL



STAHLHAUS-SIEDLUNG, KATERSWERTH a./RHEIN
SYSTEM BLECKEN

106



beratungsstelle für stahlverwendung, düsseldorf-stahlhof*



Tatsachen sprechen!

Verjüngung

des Gesichtes. Hebung gesunkener Teile und Beseitigung jeglicher Falten, Ohren- und Nasenfehler, Brüsteberichtigung, jede Gesichtsplastik. Jahrzehnte Erfahrung. Garantie. Internat. Ruf. Ärztl. Leitung.

Drucksache frei. Verschl. Rückporto, Ausland internationaler Postschein

Friedr. Bihlmaiers Institut

für plastische und chirurgische Gesichtsformung und innere Verjüngungsmethoden

BERLIN = CHARLOTTENBURG 2, Grolmanstraße 36 / Telephon: Bismarck 960

Zahllose begeisterte Zuschriften dankbarer Patienten aus allen, auch den vornehmsten, Kreisen des In- und Auslandes

Körting

Zentralheizung

gehört auch in Ihr Haus.

denn

die behagliche Wärme einer zuverlässigen Heizungsanlage schützt in kalter Jahreszeit vor Erkältungen und steigert das körperliche Wohlbefinden. Bei einer Körting-Zentralheizung haben Sie die Gewißheit, sorgfältig und fachlich richtig beraten zu sein. Da wir Kessel und Radiatoren selbst herstellen, sind Fabrikation und Installation in vorbildlicher Weise miteinander verbunden.

Verlangen Sie unsere Druckchriften.

GEBR. KÖRTING AKTIENGESELLSCHAFT HANNOVER-LINDEN

Größte Heizungs-Installationsfirma Deutschlands mit eigener serienmäßiger Fabrikation von Kesseln und Radiatoren

Klagen Anlaß bot. Es ist Schlacke mitgeführt worden, das Röhrensystem ist teilweise kalkig verstopft, und die notwendigen Reparaturen haben mehr verschlungen, als das Werk Gewinn abwarf. Der Leiter, Herr Direktor Herz, seit der Gründung unseres Unternehmens in Unermüdlichkeit bewährt, kann mit diesen Mißerfolgen nicht belastet werden; die Gesamtkonjunktur liegt eben schlecht und wirkt sich zuerst auf seinem Gebiet aus.

Ich gebe nachher Herrn Direktor Herz und den anderen Herren Direktoren das Wort zu einzelnen Erklärungen. Ich möchte jetzt nur kurz die Bilanz der andern Fabrikationszweige skizzieren. Unsere Nahrungsmittelstelle war ununterbrochen beschäftigt. Der Chef des Unternehmens interessiert sich besonders für diesen Zweig seines Betriebes. Der Umsatz war lebhaft, die Ausfuhr aber zeitweise etwas behindert, so daß wir hier einen erheblichen Lagerbestand, insbesondere an Fetten, aufzuweisen haben.“

„Das erschwert mir ja gerade die nutzbringende Arbeit“, brummte Doktor Herz hinein.

„Wie bitte?“ fragte der Chef scharf. Herz genierte sich nicht. „Das ist es ja!“ pochte er lebhaft auf. „Ich habe mit der Aufarbeitung überflüssiger Bestände soviel zu tun, daß meine Abteilung gar nicht prosperieren kann! Man ist überall eingeeengt; Vermehrung meines Betriebsstoffes, dessen Lebenswichtigkeit für das Ganze niemand abstreiten wird, scheidert weniger an der schlechten Konjunktur als an dem mangelnden inneren Ausgleich zwischen unseren Abteilungen! Diese Ansicht wird der Leiter unserer chemischen Abteilung für Sauerstoff bestätigen. Vielleicht äußert er sich gleich darüber — —“

Die anderen Herren regten sich nun auch.

„Die Sauerstoffzufuhr vergrößern!“ „Unsere Hebezeuge und Beförderungsmittel nicht brachliegen lassen!“ — Wir brauchen eine Umstellung auf einfache mechanische Fabrikation, aber

Herr Prokurist Hirn will nichts davon hören!"

„Lieber Herr," rief Hirn ironisch, „Ihre landwirtschaftlichen Experimente schaden uns bloß. Zucker haben Sie uns sogar aufgehalst; sowas geht nicht, wir müssen ja leben! Dazu gehört, daß wir bei der Art unserer Produktion bleiben, in der wir eine Marke sind! Aber ich kann die Diskussion noch nicht freigeben, ehe ich nicht unsere Hauptfabrikate mit ihren Bilanzabschlüssen besprochen habe."

Er nahm seine Papiere auf und redete in beiläufiger Sachlichkeit weiter — und sofort wußten alle, daß er nun von seiner eigenen Abteilung sprechen würde:

„Das Konstruktionsbüro hat einige neue Ideen gebracht, die sich für unser Unternehmen allmählich gut rentieren werden. Die Bau-Abteilung kann einen größeren Erfolg buchen, mit dem sich die Presse jetzt zunehmend beschäftigt.

Der Bau bedeutet eine Verringerung von Zweckbau und Kunstbau, wie er in dieser Industrie auf diesem Niveau neu ist, und der Vorwurf mangelnder Wärme kann nicht hindern — —"

„Herz hat dabei gefehlt", rief eine Stimme hinein.

„— kann nicht hindern, daß die Form geistreich und befriedigend ist. Was unsere motorischen und elektrischen Fernleitungen anbetrifft, so wissen wir alle, daß sie in diesem Jahre bis zum Zerreißen angespannt waren und reparaturbedürftig sind. Wir haben eine zeitweise oder teilweise Stilllegung erwogen. Die Sonderabteilung Sympathicus hat die unangenehmsten Störungen gehabt; Bildung von schädlichen Gasen, Stockung in der Durchfuhr, Unterbrechungen der Nacharbeit. Es ist leider nicht möglich, ohne tiefe Eingriffe in den gesamten Produktionsprozeß die Substanz wieder aufzufrischen. Aber wer von uns allen will das Wort Betriebseinschränkung hören?"

Hier hob der Chef der Firma die Hand: „Unmöglich! Wir werden sehen, wie wir Stellen ausflicken, bis eine bessere Gesamtkonjunktur uns erlaubt,

Auch für Ihre Reise
SOENNECKEN
FÜLLHALTER



Sie können Ihr Haar selbst färben . . .

mit

„Comalin-Antigrau“

(Kopfwasser)

Allmähliche Färbung Ihrer ergrauten Haare schon nach kurzer Zeit! Wünschen Sie eine sofortige Färbung, so wählen Sie

Comalin-Haarfarbe

Bei einfachster Anwendung erreichen Sie sofort jeden Farbton.

Unsere Präparate sind garantiert giftfrei!

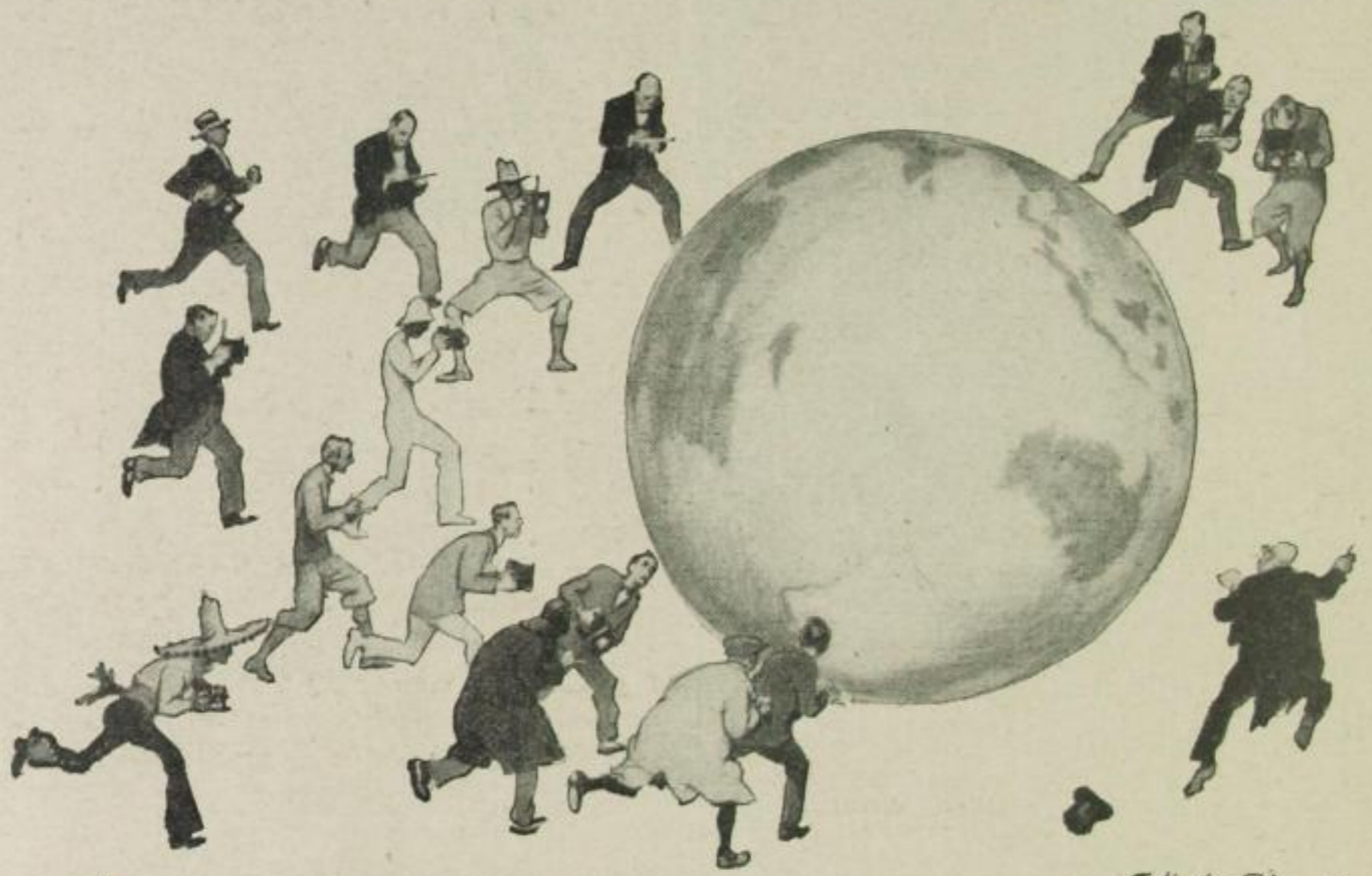
„Comalin-Antigrau“ per Packung RM 7.50
Comalin-Haarfarbe . per Packung RM 6.25

Comalin-Gesellschaft m.b.H.

Berlin W 9 * Potsdamer Straße 7

Telefon: Kurfürst 8925

Zu haben in allen einschläg. Geschäften oder durch uns direkt.



T. Koch - Plin - 14

Wer Tempo liest,
lebt mit der Zeit!

10 Pf., ausserhalb Berlins 15 Pf.

durchgreifend zu reparieren! Ich muß mein Unternehmen jetzt flott erhalten, trotz verringerten Gesamtgewinns; die Konkurrenz wartet bloß, daß wir abbauen — —“

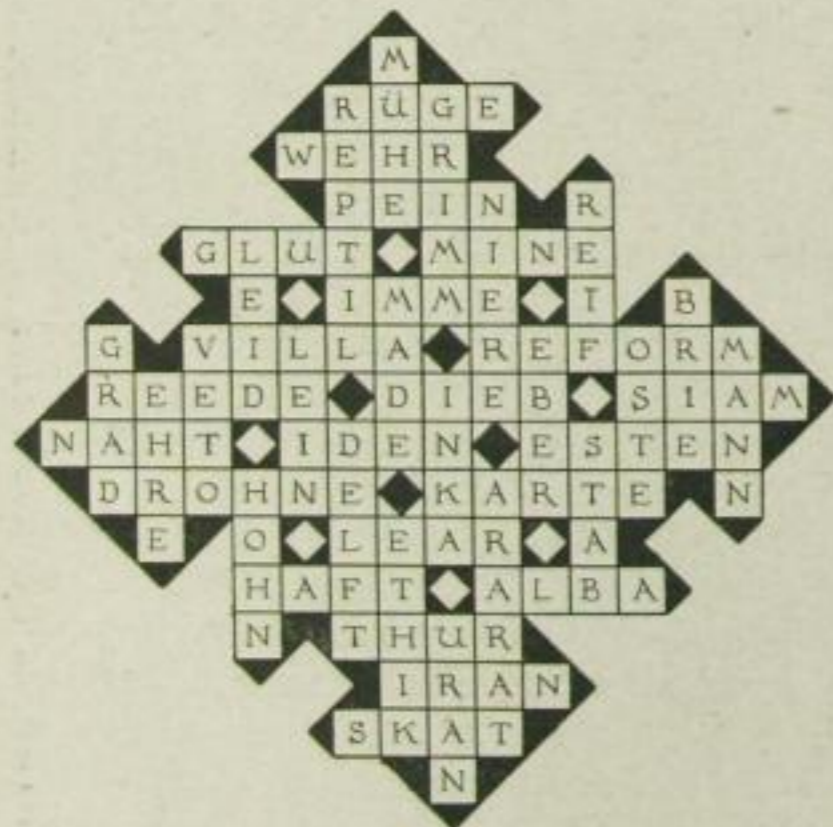
Er lächelte, ein bißchen müde, ein bißchen spöttisch, und sah seine Abteilungsleiter reihum an: „Andere Unternehmen machen nie eine Bilanz. Kein Wunder, daß sie nicht wissen, wie sie stehen, und von ihrem Zusammenbruch selbst am meisten überrascht werden! Bei uns ist Uebersicht über die mitwirkenden Kräfte. Aber wir dürfen das Wörtchen „Glück“ nicht ausschalten. Vielleicht haben wir wieder Glück — —“

„Wir haben immer Glück. Und an meinen Anstrengungen soll's nicht fehlen!“ rief Herz mit fester Freudigkeit.

„Gewiß, lieber Herz,“ sagte der Chef sanft, „Sie tun bis zur letzten Sekunde Ihre Arbeitspflicht. Wenn einer oder der andere früher versagt — — Ihrer Kraft bin ich gewiß. Wir wollen uns nicht zu wichtig nehmen — aber eine gewisse Bedeutung hat doch wohl das Unternehmen Mensch für die Welt!“

Die Abteilungsleiter murmelten Beifall. Dann begann die Diskussion.

Die Sauerstoff- und Kohlensäure-Abteilung vertrat Herr Lunge, für die Werkzeugabteilung sprach Herr Muskel. Und sie berieten die ganze Nacht.



Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 10



Bäder, Kurorte und Hotels

S Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz **M**
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Erfolge durch Blutreinigung. Brosch. fr.

KURHAUS MONTE BRE, LUGANO (Südschweiz)
Moderne phys.-diät. Kuranstalt und Erholungsheim. Nähe Strandbad. Ärztliche Leitung. Deutsches Haus, das ganze Jahr besucht. Pension von Mark 8.— an. Prospekte frei.

Ostsee- bad Warnemünde

D-Zug: Berlin 4 St., Hamburg 3½ St., Kopenhagen 6 St.
Offene See / Herrlicher Sandstrand / Waldreiche Umgebung
Auskunft durch die Badeverwaltung.

Die Enthaarung. Ein sehr wichtiger Punkt ist heute die Entfernung überflüssiger Haare. Die ärmellose Mode, der Bubikopf, die dünnen Seidenstrümpfe verlangen die Beseitigung der Haare auf und unter den Armen, im Nacken und an den Beinen, sowie eventuell vorhandener Haare auf der Oberlippe und am Kinn. Nach jahrelanger Arbeit ist es uns gelungen, ein Enthaarungsmittel in cremeartiger Form herzustellen, das die Haare in wenigen Minuten angenehm und schmerzlos entfernt. Sie brauchen nur ein wenig „Dulmincreme“ auf die behaarte Stelle messerrückendick aufzutragen, die Creme dort einige Minuten einwirken zu lassen und sie dann mit dem beiliegenden Spatel (oder einem Wattebausch) trocken wieder abzunehmen. Dann waschen Sie die betreffende Stelle mit klarem Wasser ab. Da die Haut bei jeder Dame eine andere Beschaffenheit hat, ist sie auch sehr verschieden in ihrer Empfindlichkeit und reagiert deshalb auch verschieden auf das Mittel. Vor Anwendung der „Dulmin-Creme“ ist die der Tube beiliegende Gebrauchsanweisung genau durchzulesen. Sie werden froh sein, auf so bequeme Weise die lästigen Haare entfernen zu können.

Wallace macht Schule

Eine Geschichte aus Sachsen

Von Hans Reimann

Die Waldoff war in Dresden engagiert und fuhr vom Hauptbahnhof nach Blasewitz. Mit der Straßenbahn.

Und steigt am Altmarkt um. In den Omnibus.

Der Schaffner nimmt den Fahrschein Claires, beäugt ihn und fragt:

„Wo gomm Sie dnn hähr?“

Claire: „Vom Hauptbahnhof.“

Der Schaffner: „Nee!“

Claire: „Doch!“

Der Schaffner reicht den Fahrschein voller Grimm zurück und wendet sich anderen Gästen zu. Dann zwingt er sich wieder an der Waldoff vorbei:

„Wolln Se mir guudwillich sahcn, wo Sie hährgomm?“

Claire: „Vom Hauptbahnhof!“

Der Schaffner: „Nee!“

Claire: „Doch!!“

Der Schaffner hilft einem einsteigenden Mütterchen, gibt das Abfahrtszeichen und zwingt sich wieder an der Claire vorbei. Und fragt diktatorisch:

„Wo wolln Sie aufgeschdiejn sein?“

Claire: „Ich will gar nicht. Ich bin. Am Hauptbahnhof.“

Der Schaffner: „Hähä. Das isß ausgeschlossn. Mai Gollehje hadd ain' Gobbier-Schdiffd unn machd auf jehdn Fahrschein ä Zaichn!“

Claire (unerschütterlich): „Ich bin trotzdem am Hauptbahnhof aufgestiegen.“

Der Schaffner schiebt sich bis ans Kopfende des Wagens, und während er abfertigt, schießt er, von Claire nicht unfreundlich beobachtet, giftige Blicke nach ihr.

Auf einmal zieht er ein mildes Gesicht, lächelt, strahlt, zwingt sich zurück bis zur Waldoff und spricht:

„Ich habbs! Dähr wärrd dähn Gobbier-Schdiffd frschmissen hahm!“

Serwy' miß wiß noob!

25 neue Fragen

1. Wie heißen die beiden Quellflüsse der Donau?
2. Welches Land führt eine Harfe im Wappen?
3. Wieviel Guyanas gibt es?
4. Wo liegt die Stadt Worms, die in der Heldensage genannt wird?
5. Was ist ein Afrikaner und was ein Afrikaner?
6. In welchem europäischen Landstrich kocht man Eier nicht in Wasser?
7. Mit welchem Instrument bestimmt man die Schiffsgeschwindigkeit?
8. Welches ist das Längenmaß für Tiefenmessungen?
9. Welche Farbe entsteht, wenn man alle Farben des Spektrums mischt?
10. Wer erfand den Radiergummi?
11. Wo liegt die Insel Europa?
12. Was ist eigentlich Quintessenz?
13. Unter welchem ägyptischen Herrscher wurde die größte Pyramide erbaut?
14. Was ist eine Drehbank?
15. Wie lang ist der Coconfaden der Seidenraupe?
16. Wo erschien die erste Ausgabe von Goethes Schriften?
17. Wie hieß der spanische Gelehrte, der durch Goethe in der Weltliteratur bekannt wurde?
18. Hat Cyrano de Bergerac wirklich gelebt, und wer war es?
19. Welches europäische Dichtwerk wurde zuerst ins Japanische übersetzt?
20. Welches Tier liefert den teuren Fehpelz?
21. Welche Pflanzen sind luftscheu?
22. Was sind Pomeranzen?
23. Welcher berühmte deutsche Dichter war gebürtiger Franzose?
24. Welcher deutsche Klassiker war der erste Shakespeare-Uebersetzer?
25. Aus welchem Beruf ist ein deutscher und ein norwegischer Dichter hervorgegangen?

HAWISE
U

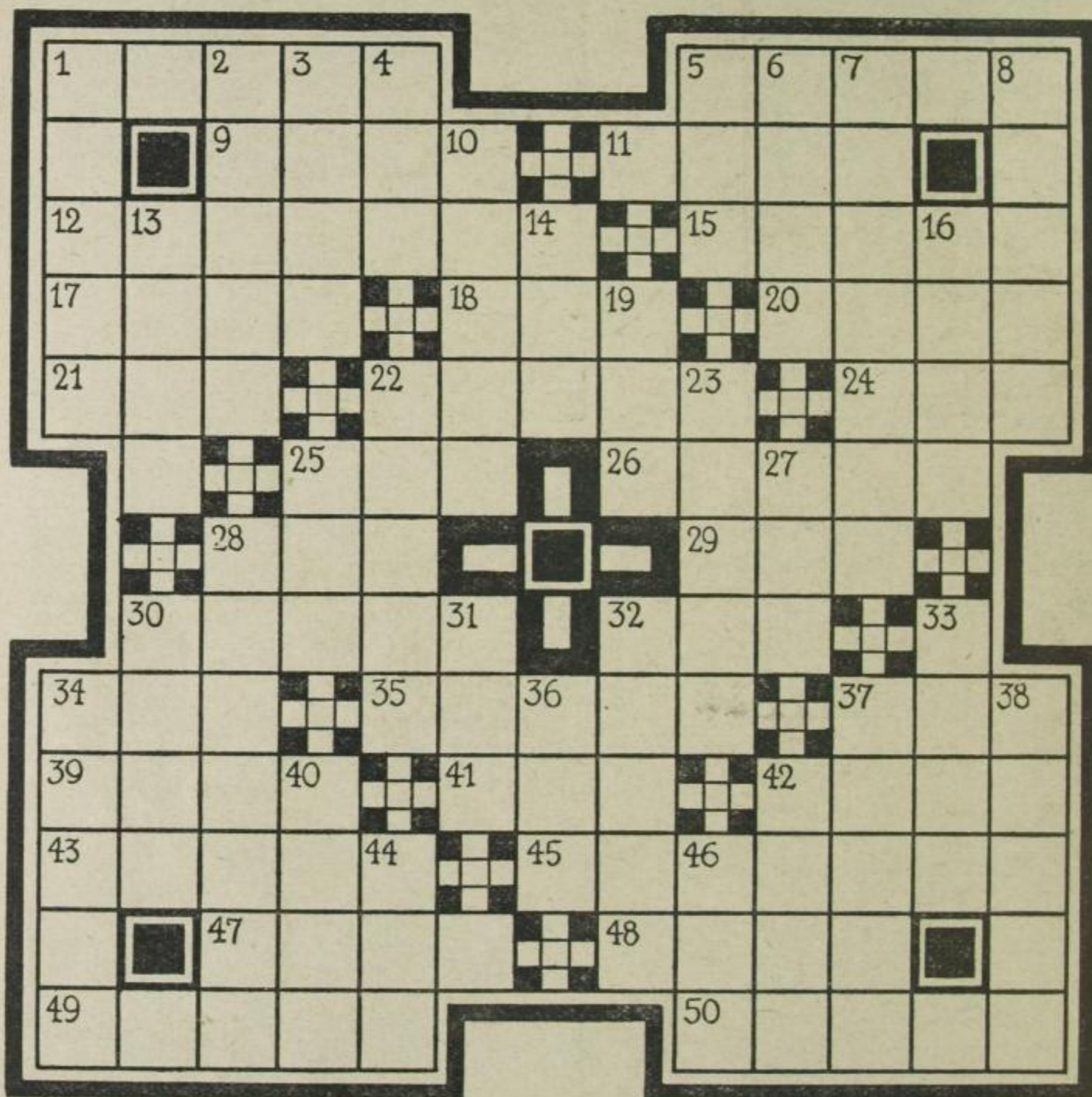


Putz' mit Rosodont
Dine Zähne mit Rosodont,
Dine so pflegt Du sie richtig.
Dont abbrechen wird durch's Rosodont,
Dine doch ist für die Pflege wichtig!



Bergmanns Zahnpasta
Rosodont

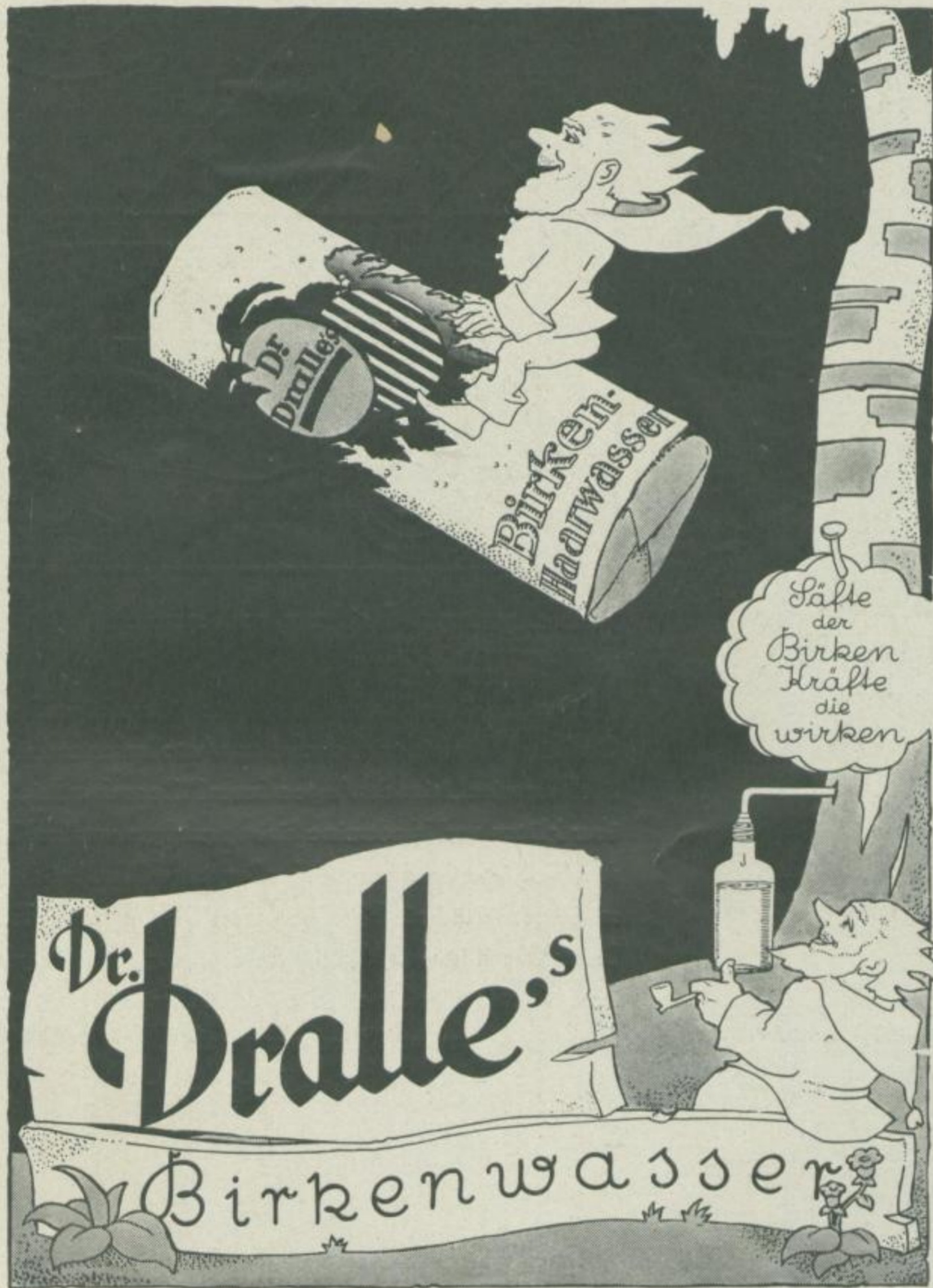
Unser neues Kreuzwort-Rätsel



Bedeutung der Wörter:

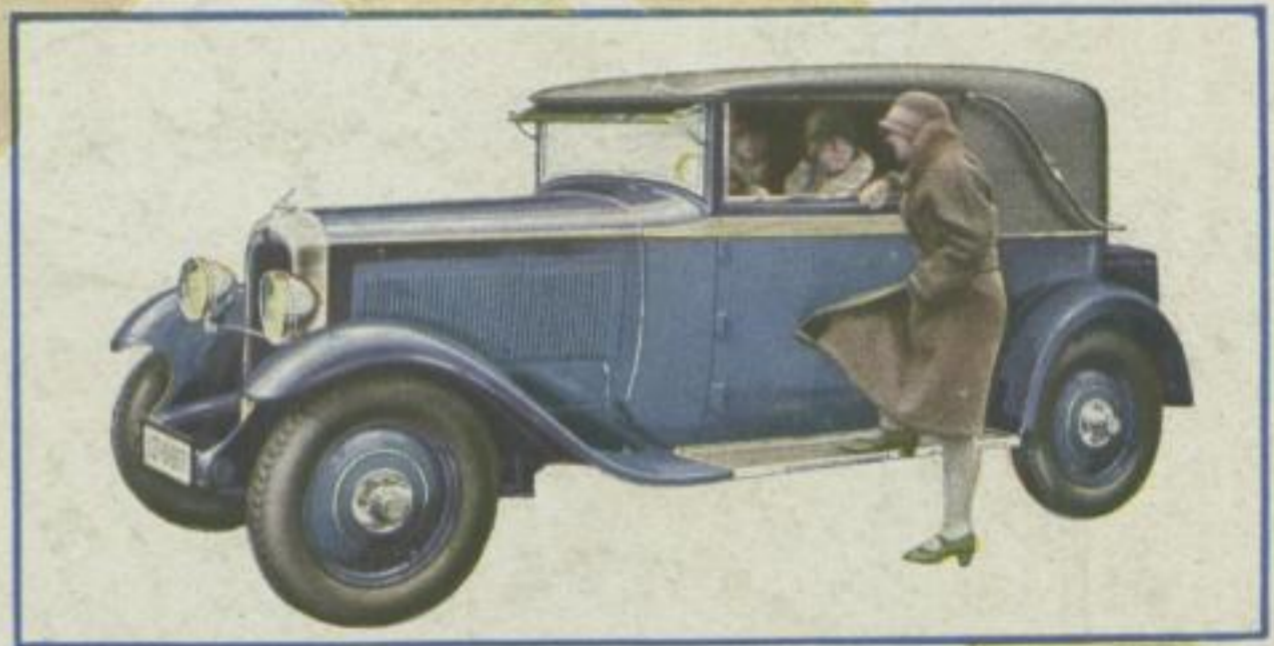
- | Wagerecht: | | Senkrecht: |
|-------------------------|---------------------|---------------------------------|
| 1. Gradeinteilung | 29. Waffe | 1. Bestandteil des Blutes |
| 5. Herrenkleidungsstück | 30. Schmuckstück | 2. Frucht |
| 9. Pflanze | 32. Märchenwesen | 3. Fremdwort für Fahrstuhl |
| 11. Spielkartenfarbe | 34. Meeresbucht | 4. Stadt a. d. Etsch |
| 12. Italienischer Maler | 35. Faser | 5. Nebenfluß der Weichsel |
| 15. Körperorgan | 37. Haustier | 6. Gesangstück |
| 17. Deutscher Flieger | 39. Baum | 7. Deutscher Dichter |
| 18. Senkblei | 41. Weibl. Haustier | 8. Gestalt der griech. Sage |
| 20. Griechischer Gott | 42. Salz | 10. Gefangenenraum |
| 21. Zeichen | 43. Männl. Vorname | 13. Bibl. Person |
| 22. Ostseeinsel | 45. Physiker | 14. Lotterieanteil |
| 24. Schlechte Lage | 47. Fluß in Bayern | 16. Kriegsminister 1870 |
| 25. Gedicht | 48. Vogel | 19. Getränk |
| 26. Metall | 49. Hunnenkönig | 22. Männl. Vorname |
| 28. Männlicher Vorname | 50. Heilmittel | 23. Fluß in Afrika |
| | | 25. Norwegische Münze |
| | | 27. Gewässer |
| | | 28. Deutscher Philosoph |
| | | 30. Ausländ. Adelstitel |
| | | 31. Gefrorenes |
| | | 32. Brand |
| | | 33. Neger |
| | | 34. Fruchtart |
| | | 36. Likörstube |
| | | 37. Wüstentier |
| | | 38. Getreidepflanze |
| | | 40. Rauchfang |
| | | 42. Insel im Atlantischen Ozean |
| | | 44. Gebirgsschlucht |
| | | 46. Tierleiche |

Der „Uhu“, das neue Monats-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Verantwortliche Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg. — Für die Anzeigen: Hans Wöller, Berlin N 31. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstr. 22-26.



Preis: RM 2.40 und RM 4.20 $\frac{1}{2}$ Liter RM 6.80 $\frac{1}{2}$ Liter RM 12.—

C6



**Noch eleganter, noch sicherer, noch sparsamer
ist Ihr CITROËN!**

Je länger Sie diesen Wagen fahren, desto höher schätzen Sie seine Qualitäten. Wie leicht sich doch dieses Auto lenken und schalten läßt! Wie seine Linien das Auge erfreuen! Wie sanft und sicher Sie über Härten und Hindernisse hinweg getragen werden! Welch schneller Läufer, welch vorzüglicher Bergsteiger! Und bei alledem – so außerordentlich niedrig im Preis, so unerhört sparsam im Betrieb! Dieser Wagen ist wert, daß Sie ihn bevorzugen. Besichtigen Sie ihn und verabreden Sie eine Probefahrt. Bereitwilligst nimmt der Citroën-Händler Ihre Wünsche entgegen.

10/45 PS Sechszylinder-Cabriolet, fünfsitzig RM 6950.– ab Köln
10/45 PS Sechszylinder-Limousine, fünfsitzig RM 5950.– ab Köln



CITROËN

KÖLN